

ERSTES BUCH

DIE ALTENGLISCHE ZEIT

LITERATUR

Bibliographie: W. Bonser, *An Anglo-Saxon and Celtic Bibliography*, 450–1087, 2 Bde. (Berkeley, 1957) [vor allem histor. Arbeiten]; W. L. Renwick and H. Orton, *The Beginnings of English Literature to Skelton, 1509* (³1966) [neu bearb. von M. F. Wakelin; knapper bibliograph. Führer mit krit. Bemerkungen]; F. C. Robinson, *Old English Literature: A Select Bibliography* (Toronto, 1970); W. H. Beale, *Old and Middle English Poetry to 1500: A Guide to Information Sources* (Detroit, 1976).

Geschichte und Kulturgeschichte: F. M. Stenton, *Anglo-Saxon England* (³1971); R. H. Hodgkin, *A History of the Anglo-Saxons*, 2 Bde. (Oxf., ³1953); M. D. Knowles, *The Monastic Order in England* (Cambr., ²1964); D. Whitelock, *The Beginnings of English Society* (Harmondsworth, rev. 1968) [Pelican History of England, Bd. II]; D. P. Kirby, *The Making of Early England* (N. Y., 1968); N. K. Chadwick, *The Study of Anglo-Saxon* (Cambr., ²1955); ders., *Studies in the Early British Church* (Cambr., 1958); R. W. Ackermann, *Backgrounds to Medieval English Literature* (N. Y., 1966); P. H. Blair, *An Introduction to Anglo-Saxon England* (Cambr., ²1977); ders., *Roman Britain and Early England, 55 BC – 871 AD* (1963); D. H. V. Fisher, *The Anglo-Saxon Age, c. 400–1042* (1973); H. P. R. Finberg, *The Formation of England, 550–1042* (1974). Nachschlagewerk: Reallexikon der germanischen Altertumskunde, ed. J. Hoops, 4 Bde. (Straßburg, 1911–19; Bln., ²1973 ff.).

Literaturgeschichte: Neben der auch heute noch grundlegenden deskriptiven altengl. Literaturgesch. von A. Brandl in H. Pauls *Grundriß der german. Philologie* (Straßburg, 1901–09) die sich ergänzenden Darstellungen der weltl. und der christl. Literatur der Angelsachsen von A. Heusler, *Altgermanische Dichtung* (Wildpark-Potsdam, ²1943), und H. Hecht u. L. L. Schücking, *Die Englische Literatur im Mittelalter* (ebd., 1930) [in O. Walzels *Handbuch der Literaturwissenschaft*]; G. K. Anderson, *The Literature of the Anglo-Saxons* (Princeton, ²1966) [mit Bibliogr.]; K. H. Göller, *Geschichte der altengl. Literatur* (Bln., 1971); S. B. Greenfield, *A Critical History of Old English Literature* (1967); K. Malone, *The Old English Period*, in: *A Literary History of England*, ed. A. C. Baugh (²1967); W. P. Ker, *Medieval English Literature* (1912); *Continuations and Beginnings: Studies in Old English Literature*, ed. E. G. Stanley (1966); C. W. V. Kennedy, *The Earliest English Poetry* (1943; repr. 1972); *Essential Articles for the Study of Old English Poetry*, ed. J. B. Bessinger and S. J. Kahl (Hamden, Conn., 1968); M. W. Grose and D. McKenna, *Old English Literature: Perspectives in Literature* (1979); J. E. Cross, *The Old English Period*, in: *Sphere Hist. of Lit. in the English Language*, Bd. 1, ed. W. F. Bolton (1970); T. A. Shippey, *Old English Verse* (1972); C. L. Wrenn, *A Study of Old English Literature* (1967).

Texte: *The Anglo-Saxon Poetic Records*, edd. G. P. Krapp and E. V. K. Dobbie (N. Y./Lo., 1930–53), ersetzt die ältere Sammlung; C. W. M. Grein, *Bibliothek der angelsächs. Poesie*, ed. R. P. Wülcker, 3 Bde. (Lpzg., ²1881–98); *Bibliothek der angelsächs. Prosa*, 13 Bde. (Lpzg., 1872 ff.) [Neudrucke mit neuen Einleitungen bzw. Nachworten erschienen bei der Wiss. Buchgesellsch. in Darmstadt]. Zahlreiche Texte ediert in der *[arly] E[nglish] T[ext] S[ociety]*. *Early English Manuscripts in Facsimile* (Copenhagen, bisher 20 Bde.). – Anthologien: F. Mossé, *Manuel de l'anglais du moyen âge des origines au XIV^e siècle* (Paris, ²1950) [mit Grammatik, Anmerkungen und Glossar]; R. Kaiser, *Medieval English: An Old English and Middle English Anthology* (Bln., ³1961); R. Hamer, *A Choice of Anglo-Saxon Verse* (1970); W. F. Bolton, *An Old English Anthology* (²1966).

Übersetzungen: M. Alexander, *The Earliest English Poems* (Harmondsworth, 1966 u. ö.); K. Crossley-Holland, *Beowulf* (1970), *The Battle of Maldon and Other Old English Poems* (1965), *The Exeter Book Riddles* (Harmondsworth, 1979); *The Exeter Book*,

edd. I. Gollancz and W. S. Mackie, EETS 104 (1895) u. 194 (1934; repr. 1958) [Ausg. m. Übers.]; R. K. Gordon, *Anglo-Saxon Poetry*, EL; C. W. M. Grein, *Dichtungen der Angelsachsen*, 2 Bde. (Heidelberg, ²1930); J. M. Kemble, *The Poetry of the Codex Vercellensis and the Dialogue of Solomon and Saturnus* (1843 and 1848; repr. 1971); C. W. Kennedy, *The Cædmon Poems* (1916), *Early Christian Poetry Translated into Alliterative Verse* (1952; repr. Gloucester, Mass., 1965), *The Poems of Cynewulf* (N. Y., 1949). *English Historical Documents I*, c. 500–1042, ed. D. Whitelock (1955); *Anglo-Saxon Prose*, ed. M. Swanton (1975).

I. HISTORISCH-KULTURELLE GRUNDLAGEN DER ALTENGLISCHEN LITERATUR

1. Die keltischen Kirchen¹

Die ursprüngliche Bevölkerung der britischen Inseln war nicht germanisch, sondern keltisch. Die Kelten kamen seit etwa 600 v. Chr. ins Land und verdrängten die ihnen voraufgehende, wohl der Mittelmeerrasse angehörige Urbevölkerung, von der wir nur aus Gräberfunden wissen. Die Einwanderung vollzog sich in mehreren Schüben, deren letzter, die Belgae, die Insel kurz vor der Zeit Caesars im ersten Jahrhundert v. Chr. erreichte. Diese Kelten (oder Briten, wie man fortan sagt) wurden in der Zeit von 55 v. Chr. bis 407 n. Chr. romanisiert. Da aber diese Romanisierung nicht über den Machtbereich der Legionen hinausging, ist das Weiterleben lateinischer Kultur und Sprache in Britannien und erst recht in Irland, das ja nie zum Imperium gehört hatte, einzig der Kirche zu verdanken. Denn schon während der römischen Herrschaft, vielleicht schon ab Ende des 2. Jahrhunderts – jedenfalls aber vor Konstantin (306–37) – gab es Christen in England. So sind bei der Christenverfolgung Diokletians britische Märtyrer bezeugt, wie z. B. Alban, dessen Gedächtniskirche der römischen Stadt Verulamium den Namen St. Albans gab. Im 4. Jahrhundert gab es, wie aus der Teilnahme am Konzil von Arles (314) hervorgeht, Bischöfe in Londinum (London), Lindum (Lincoln), Eboracum (York); es hat also damals bereits eine größere Zahl von Kirchen und eine klerikale Hierarchie gegeben.

Die keltischen Christen zeichneten sich vor allem durch eine tiefe Gläubigkeit und durch Liebe zur Bildung aus, Züge, die vielleicht in der älteren Tradition des Druidentums wurzeln. Hier liegt auch eine mögliche Erklärung für die besondere Form des iro-schottischen Mönchtums, das durch seine Einfachheit und strenge Askese den Wüstenvätern näher stand als der römisch-katholischen Kirche. Die Missionierung Irlands durch St. Patrick (ca. 389–461) und Schottlands durch St. Ninian (377–432) und St. Columba (521–597) machte diese Länder zu Hochburgen der keltischen Kirche. Die Isolierung der jungen Kirche und vielleicht auch Züge des keltischen Volkscharakters führten zu Häresien. St. Germanus von Auxerre und St. Lupus von Troyes wurden gegen den Pelagianismus, eine Häresie irischen Ursprungs, zur Wiederherstellung des orthodoxen weströmischen Christentums aufgeboten.

¹ O. Loyer, *Les chrétiens celtiques* (Paris, 1965) [kurze Einführung]; J. Godfrey, *The Church in Anglo-Saxon England* (Cambr., 1962); W. H. Flecker, *British Church History to A. D. 1000* (1913); C. Thomas, *Britain and Ireland in Early Christian Times* (1971); M. M. Barly and R. P. C. Hanson, *Christianity in Britain 300–700* (Leicester, 1978); J. T. McNeill, *The Celtic Churches: A History, A. D. 200 to 1200* (Chicago, 1974).

Das romanisierte Britannien hingegen hatte enge Verbindungen mit dem römischen Gallien aufrecht erhalten. Die zweite Missionsfahrt des St. Germain (429) ist noch Ausdruck der bis zu diesem Zeitpunkt engen Beziehungen der britischen Kirche mit dem festländischen Christentum. Die während der römischen Periode sehr intensiven wechselseitigen Bindungen und Abhängigkeiten lösten sich aber nach Abzug der Legionen (407). In der Folgezeit machte die britische Kirche bestimmte festländische Entwicklungen nicht mehr mit. Insbesondere bestritt sie die unbeschränkte Jurisdiktionsgewalt des Papstes in kirchlichen Dingen, lehnte den Metropolitanverband ab, begrenzte die Bischofsgewalt durch Äbte und entwickelte ein dem Clan-System entsprechendes, stammesmäßig fundiertes Christentum, das sich von den Klöstern aus verbreitete. Die Liturgie der Messe und der Taufe unterschied sich vom festländischen Ritual in einigen Besonderheiten, die genauso hartnäckig verteidigt und tradiert wurden wie die alte Berechnung des Datums des Osterfestes. Weitere keltische Eigentümlichkeiten waren die „druidische“ Tonsur sowie eine auf frühkirchliche Zustände zurückgreifende Auffassung vom Zölibat.

Diese altbritische Kirche wurde durch die Landnahme der heidnischen Angeln und Sachsen auf die westlichen Landesteile, insbesondere Wales, beschränkt. In ihrem weiteren Bestehen als walisische Kirche mit den Missionsgebieten Irland und Schottland (iro-schottische Kirche) steigerten sich die Sonderneigungen bis zum Zusammenbrechen der hierarchischen Organisationen: die Bischöfe waren ohne festen Sitz, die Diözesen ohne feste Grenzen. Die walisische Kirche isolierte sich immer stärker von den dogmatischen und liturgischen Bewegungen der christlichen Welt. Es war das Zeitalter der Klostergründungen (St. Asaph, St. David, Llandaff, Llandafarn), der „Heiligen“ (St. David, † 544, St. Cadoc, † 590); und wie für die großen Namen die Mischung von Krieger, Barde und Asket bezeichnend ist, so für die Klöster die Einbeziehung der klassischen Gelehrsamkeit. Das gilt auch für Irland, das z. T. schon vor St. Patrick (432) von Mönchen aus Gallien oder aus Alexandria und Byzanz missioniert worden war. Dem irischen Volke, das abseits der europäisch-römischen Kultur lebte und das aus einer Menge kleiner Stämme bestand, ohne größeren politischen Zusammenschluß, ohne Hauptstädte, Handel und Münzen, entsprachen die einsiedlerartigen Mönchsgesellschaften der keltischen Kirche. So gründete Columba der Ältere mit zwölf Mönchen (563) ein Kloster auf der einsamen Insel Hi (Iona), von wo dann Schottland bekehrt wurde; andere drängte es, als 'peregrini' den christlichen Glauben im Ausland zu verbreiten. Dieser starke Missionswille wurde dadurch unterstützt, daß die iro-schottische Kirche gleichzeitig als Kulturträger auftreten konnte. Die großen Klöster des 6. Jahrhunderts (Moville, Bangor, Clonmacnoise, Clonfert, Clonard) waren Stätten klassischer Gelehrsamkeit; dort bildete sich der auch die Angelsachsen beeinflussende Geschmack für eine krause, rätselhafte, kaum zu entschlüsselnde Latinität mit bizarrem Wortschatz. Auch das leidenschaftlich-poetische Temperament des Columba-Typus, das sich in keltischer Naturliebe und Franziskus vordeutenden Tierpredigten äu-

Bert und sich unverändert noch bei St. Cuthbert († 687) findet, wurde mit der von Iona ausgehenden Missionierung den Angelsachsen nahegebracht.

Es ist heute unbestritten, daß keltische Kultur, Religiosität und Einstellung zum Leben die angelsächsische Literatur beeinflusst und überformt haben. Manche Autoren sind sogar der Auffassung, daß nahezu alle Unterschiedlichkeiten und Besonderheiten im Vergleich zu festländischen germanischen Literaturen und Traditionen auf keltisches Substrat zurückgehen. So wurden Gedichte wie *Wanderer*, *Seafarer* und *Resignation* als angelsächsische Entsprechung einer keltischen Gattung von Bußgedichten bezeichnet.² Die für die Elegien typische Figur des 'peregrinus' sowie die charakteristischen Fragen und Topoi 'ubi sunt', 'gloria mundi' stammten danach aus der keltischen Literatur. Die Elegie wäre eine anglo-kymrische Gattung.³ Ähnlich wurden auch Beowulfs übermenschliche Fähigkeiten, insbesondere sein Tauchen und sein Schwimmen, auf keltische Traditionen zurückgeführt. Dem ist entgegengehalten worden, daß keltisch-angelsächsische Gemeinsamkeiten oft nicht durch direkten Einfluß, sondern durch Benutzung kontinentaler Quellen zu erklären sind.

2. Die Angelsachsen⁴

Keltische kulturelle Einflüsse konnten sich aber nur allmählich, teilweise erst nach Jahrhunderten durchsetzen, da die Germanen, die in christlicher Umgebung eineinhalb Jahrhunderte heidnisch blieben, als Eroberer und Herren auftraten. Beda berichtet in seiner *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* (A. D. 731), die Invasion sei vor allem von den drei tapfersten Nationen Germaniens getragen worden, den Sachsen, Angeln und Jüten. Die 'Cantuarii' (Einwohner von Kent) und die 'Victuarii' (Einwohner von Wight) seien jütischen Ursprungs, außerdem gebe es gegenüber der Insel Wight im Gebiet der Westsachsen eine jütische Enklave, die 'Jutarum natio' genannt werde. Alle drei Völker gehörten zur sog. anglo-friesischen Sprachgemeinschaft. Ihre festländische Heimat war an der Nordseeküste. Die Jüten wohnten in Norddänemark (Jütland), die Angeln in Süddänemark bzw. Schleswig-Holstein, die Sachsen im Gebiet zwischen Weser und Elbe. Auf dem Wege nach England schloß sich ihnen ein Teil der Friesen an.

² P. L. Henry, *The Early English and Celtic Lyric* (1966), S. 157; 181–194.

³ H. Pilch, "The Elegiac Genre in Old English and Early Welsh Poetry", *ZCP* 29 (1962/64), 209–24.

⁴ J. M. Williams, *Origins of the English Language: A Social and Linguistic History* (N. Y., 1975); C. J. Hutterer, *Die germanischen Sprachen: Ihre Geschichte in Grundzügen* (Budapest, 1975); E. Schwarz, *Germanische Stammeskunde* (Heidelberg, 1956); T. C. Lethbridge, "The Anglo-Saxon Settlement in Eastern England: A Reassessment", in: *Dark-Age Britain: Studies Presented to E. T. Leeds* (1956); M. D. Cherniss, *Ingeld and Christ: Heroic Concepts and Values in Old English Christian Poetry* (The Hague, 1972).

Nach Beda begann die Invasion im Jahre 449. Dieses Datum wie auch die Berichte der alten Chroniken (Gildas, Nennius) sind umstritten. Die Germanen wurden danach von dem Britenkönig Vortigern als Söldner und Verbündete ins Land gerufen; sie sollten die nach Abzug der römischen Legionen auf fremde Hilfe angewiesenen Briten im Kampfe gegen die Pikten unterstützen. Hengist und Horsa, die uns als Führer der Sachsen genannt werden, ließen so lange Verstärkungen ins Land kommen, bis sie sich gegen die einstigen Verbündeten erheben und ihr Land beanspruchen konnten. Wie wir insbesondere aus den frühen Darstellungen des Artusstoffes wissen, führten sie einen Vernichtungskrieg gegen die keltische Bevölkerung. Viele Briten flohen in das Gebiet der heutigen Bretagne oder in die Grenzgebiete des eigenen Landes, andere wurden versklavt. Es gab jedoch sehr viel mehr Beziehungen und Querverbindungen zwischen Germanen und Kelten als man bis vor kurzem angenommen hat. Zahlreiche Ehen zwischen Königshäusern verbanden die Völker und trugen zum Fortbestand der romano-keltischen Kultur bei.

Heute weiß man, daß die germanische Besiedlung Englands lange vor 449 begonnen hatte. Mehr als ein Jahrhundert zuvor ließen sich bereits germanische Söldner im Lande nieder. Von den Briten wurden sie einfach „Sachsen“ genannt. Bei Beda finden sich die Stammesnamen ‘Angli et Saxones’. Die Angelsachsen selber jedoch nannten sich ‘Angelcynn’ (Stamm der Angeln), ihre Sprache bezeichneten sie als ‘englisc’, ihr Land als ‘Englaland’. Heute benützt man den Begriff „angelsächsisch“ für Volk und Kultur, „altenglisch“ für die Sprache.

Nachdem die Germanen in England heimisch geworden waren, bildeten sie Königreiche, die sich nach Stamm und Sprache voneinander abgrenzten. Es kam zu einem losen Verband der sieben mächtigsten Königreiche (Heptarchie), an deren Spitze der sogenannte ‘Bretwalda’ (Herrscher Britanniens) stand. Im 6. Jahrhundert hatten die Jüten die Vorrangstellung, im 7. und im 8. Jahrhundert dominierten die Angeln Nordhumbriens und später die von Merzien (= Mark oder Grenzland). Im 9. Jahrhundert übernahm Wessex, das wie ganz Südengland von den Sachsen bewohnt wurde, die Führung. Außer Kent, Nordhumbrien, Merzien und Wessex zählten noch Essex, Sussex und Ostanglien zur Heptarchie.

An Brauchtum und Sitten der festländischen Heimat hielten die Einwanderer mit der für Kolonisatoren typischen Hartnäckigkeit fest. Der fruchtbare Boden des Landes ließ die früher auch seefahrenden Eroberer innerhalb kurzer Zeit zu Ackerbauern werden. Der Stand der freien Bauern bildete die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung. Für das geistige Leben hatte er, ähnlich wie im hohen und späten Mittelalter, kaum eine Bedeutung.⁵ Der Stammesadel, der vom König bis zum Großbauern reichte, war der eigentliche Träger der geistigen Kultur. Die Gesellschaftsform war zwar aristokra-

⁵ Margaret Schlauch, *English Medieval Literature and its Social Foundations* (Warschau, 1956; repr. 1967), S. 7-9.

tisch, aber es gab dennoch keine wesensmäßigen Unterschiede zwischen hoch und niedrig. Vom Herren wie vom Knecht forderte man dieselben Eigenschaften, wenn auch in verschiedenem Ausmaß. Die bäuerliche Lebensform war allen gemeinsam, und für alle galten die Maßstäbe der Herrenmoral.

Die Edeling (‘æþelingas’ oder ‘eorlas’) nahmen in der sozialen Ordnung durch Geburt einen höheren Rang ein als die ‘ceorlas’ (ne. ‘churls’, damals aber in der neutralen Bedeutung „Männer“ verwendet). Ebenso wie die ‘þegnas’ (dtsch. Degen) waren die Edeling mit dem Hof eng verbunden, erhielten Land zu Lehen und hatten Aufgaben in Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Ganz unten in der sozialen Skala stand der Unfreie, manchmal auch Sklave genannt. Er gehörte zum Besitztum seines Herrn und konnte somit verkauft oder ausgeliehen werden. Unfreie leisteten keinen Heeresdienst und wurden nicht zur Gerichtsversammlung zugelassen; sie waren rechtlich ungeschützt. Der Staatsverband hatte fast durchweg einen König an der Spitze, der die Gefolgschaft als Kriegstruppe und als Rat um sich versammelte. Diese Gefolgschaft, die aus ‘geoguþ’ (jungen Erbbauernsöhnen) und aus ‘duguþ’ (gereiften Berufskriegern) bestand, wirkte mit, wenn im Thing Recht gesprochen wurde. Sie versammelte sich in der Methalle, wenn der Gefolgschaftsälteste als Waffenmeister ausgezeichnet wurde, und sie lauschte, wenn der zum Herrengfolge gehörige Dichtersänger (Skop) Preis- und Heldenlieder vortrug. Für die Dichtung ist das Gefolgschaftsverhältnis ebenso bedeutsam wie das Band der Blutsverwandtschaft, die Sippe oder Familie, die in schwierigen Lebenslagen, z. B. in Fragen der Blutrache, entscheidende Bedeutung hatte. Selbst nach der Christianisierung behielt der ursprünglich heidnische Gefolgschaftseid seine Bedeutung, nur wurde eine christliche Eidesformel benutzt und Gott als Zeuge angerufen. Die Zeremonie erfolgte in der Kirche, wo zu diesem Zweck heilige Reliquien ausgelegt wurden. Auch im christlichen Gefolgschaftseid ist noch das Moment der starken persönlichen Bindung an den Herrscher zu erkennen, doch wird sie relativiert durch die übergeordneten Gebote Gottes und der Kirche.

Auch aufgrund des weltlichen Rechtswesens und der angelsächsischen Gesetze⁶ können wir auf eine patriarchalische Gesellschaft schließen. Die sieben Königreiche der Heptarchie hatten trotz zahlreicher Übereinstimmungen je eigene Gesetze und Rechtsnormen. Durch die Wikinger wurde neben die Gesetze von Wessex und Merzien das ‘danlaw’ (‘danelagu’) gestellt; König Edgar bestätigte nach der Rückerobertung die „dänischen Gesetze“.

Zuständige Rechtsinstanz war die Gerichtsversammlung, ae. ‘mot’. Zur Zeit Alfreds (871-899) war der König die einzige Berufungsinstanz. Unter Knut (1016-35) wurde das Rechtswesen neu geordnet. Die einzelnen Hundertschaften, im Süden ‘hundreds’, im dänischen Gebiet ‘wapentake’ genannt, erhielten ein alle vier Wochen zusammentretendes Gericht, dem als höhere Instanz das Grafschaftsgericht, ‘shire moot’, übergeordnet wurde.

⁶ F. L. Attenborough, *The Laws of the Earliest English Kings* (Cambr., 1922); E. Jenks, *A Short History of English Law* (1949). S. auch S. 57, Anm. 2.

Blieb der Beklagte der Verhandlung grundlos fern, mußte die Verwandtschaft Sühnegeld bezahlen; der Beklagte wurde zum Wolfskopf ('outlaw'), den jeder ungestraft töten durfte. Erschien er aber zum Gerichtstermin und beteuerte seine Unschuld, so hatte die Ablehnung der Tat mehr Gewicht als die Beschuldigung. Eideshelfer konnten die Unschuld des Angeklagten bestätigen. Der Wert des Eides richtete sich nach dem Besitz des Eideshelfers bzw. dessen Rang in der sozialen Hierarchie. Standen nicht genügend Eideshelfer zur Verfügung, mußte sich der Beschuldigte einem Ordal (Gottesurteil) unterziehen. Beim Heißen-Eisen-Ordal hatte der Angeklagte ein Pfund glühendes Eisen drei Fuß weit zu tragen. War nach drei Tagen keine Entzündung an der Hand zu sehen, galt der Betroffene als unschuldig.

Der Kulturstand war von ansehnlicher Höhe. Mag man Faustrecht und Blutrache, das Fehlen der Städte und des Münzwesens und die nur in mündlicher Überlieferung bestehende Dichtung als Grenze nach oben anführen, so heben sich auf der anderen Seite der Haus- und Schiffbau, der religiöse Kult, das hochentwickelte Kunsthandwerk von unteren Kulturstufen ab. Das bei Gallehus gefundene goldene Horn, der bei Trundholm ausgegrabene Bronzewagen und vor allem die Schätze aus dem Schiffsgrab von Sutton Hoo in Suffolk⁷ lassen kunsthandwerkliche Meisterwerke wie den von Saxo beschriebenen Schild des Amlethus und Hildigerus glaubhaft erscheinen. Vor allem aber wurden literarische Beschreibungen von Kunstgegenständen, die zuvor als imaginativ und fiktiv angesehen worden waren, durch die Funde in Sutton Hoo verifiziert. Besonders enge Entsprechungen ergaben sich zu dem in *Beowulf* V. 26–52 dargestellten Schiffsbegräbnis des dänischen Königs Scyld. Die Grabbeigaben verweisen zum Teil auf die germanisch-heidnische Mythologie, bezeugen aber andererseits die bereits vollzogene Christianisierung. Das Nebeneinander heidnischer und christlicher Motive hat Parallelen in der altenglischen Dichtung, z. B. in den Elegien, aber auch im *Beowulf*-Epos. Die archäologischen Funde vergoldeter Silberhelme, Ringpanzer, kunstvoll ornamentierter Schwertgriffe in Bronze, Silber, Elfenbein und geätzter Klingen rücken die Ausrüstung germanischer Krieger nahe an die der Griechen der geometrischen Epoche. Durch das vom 2. bis 4. Jahrhundert bestehende bosporanische Gotenreich wurde den Völkern der Germania antikes Kulturgut vermittelt, wie es auf dem Gebiet der Waffen der eiserne Sarmenthelm, Zierband, Schuppenpanzer und Ringbrünnen bezeugen, die alle orientalisches-griechischen Ursprungs sind und noch spät und formelhaft in nordischer Dichtung weiterleben.

Erst die Völkerwanderung durchschnitten die zu den südlichen Kulturvölkern führenden Fäden. Der fortan auf sich selbst angewiesene Norden konnte eine eigene nordische Kultur entwickeln, und die Jüten und Angeln mußten durch die Auseinandersetzung mit den in England vorgefundenen Kulturfor-

⁷ Abbildungen in: *The Sutton Hoo Ship Burial*, ed. T. D. Kendrick (1947); C. Green, *Sutton Hoo: The Excavation of a Royal Ship – Burial* (1963); R. Bruce-Mitford et al., *The Sutton Hoo Ship Burial, I: Excavations, Background, The Ship, Dating and Inventory*, British Museum Publications (1975).

men zu einer eigenständigen Ausprägung innerhalb des germanischen Kulturkreises kommen. Dieser Prozeß spiegelt sich in der Geschichte der angelsächsischen Kirche.

3. Die angelsächsische Kirche⁸

Das den Angelsachsen gepredigte Christentum unterschied sich von dem der keltischen Kirchen. Im selben Jahr, als Columba auf Iona starb (597), landeten die von Papst Gregor dem Großen geschickten 40 Benediktinermönche unter Augustinus' Führung in Kent. In feierlicher Prozession, in Meßgewändern und den neuen von Gregor eingeführten Kirchengesang anstimmend, zogen sie ein, achtungsvoll aufgenommen, weil sie aus dem Lande der Franken kamen, mit deren Königstochter König Ethelbert von Kent (560–616) vermählt war. Der Geist, der hinter Gregors Weisungen stand, war duldsam: das Opferfest wurde nicht verboten, heidnische Kultstätten und Tempel blieben erhalten und wurden für den christlichen Gottesdienst weiterbenutzt. Gregor mahnte seinen Angelsachsenapostel, das scheinbar Unchristliche richtig zu deuten.

Infolge dieser friedlichen Missionierung gab es auch keine christlichen Märtyrer. Dagegen wurde, anders als im keltischen Britannien, das enge Verhältnis zu Rom betont; alle Bischöfe des (605 gegründeten) Bistums Canterbury waren bis 653 Italiener, und die Kathedralen wurden nach römischem Vorbilde aus Stein gebaut. Als zweite angelsächsische Hauptstadt wurde 634 York zum Erzbischofssitz erhoben, nachdem der nordhumbrische Herrscher Eadwine (627–33) durch seine Vermählung mit der christlichen kentischen Königstochter Ethelburga das nördliche England dem Christentum geöffnet hatte. Ethelburgas Kaplan Paulinus wurde dort Bischof. Dann aber erfolgte ein Rückschlag in der Bekehrung. Schon Augustinus hatte die gregorianische Weisung, England durch Gründung von zwei Erzbistümern und 24 Bistümern eng an Rom zu binden, nur teilweise erfüllen können. Er hatte keine Verbindung mit den keltischen Kirchen herzustellen vermocht, und nach seinem Tode (604) waren viele der Bekehrten in Essex und Kent abgefallen. Jetzt besiegte der heidnische König Penda von Merzien (626–55) mit walisischer Hilfe den damals England tatsächlich beherrschenden christlichen Eadwine bei Hatfield (632), und die darauf folgende Entchristianisierung Nordhumbriens ging so weit, daß Oswalds (635–42) Versuch, das Reich seines Vorgängers Eadwine wieder zu einem christlichen zu machen, sich auf die Hilfe der Mönche aus Iona stützen mußte, wo die Söhne von Eadwines Vorgänger und Gegner Zuflucht gesucht hatten und wo sie zum Christentum bekehrt worden waren. Die Mönche predigten unter Aidans Führung von dem neuen Bischofssitz Lindisfarne aus ihr iro-schottisches Christentum. Die ganzen Midlands und Essex wurden durch sie zum Christentum bekehrt; mit dem

⁸ M. Deanesly, *The Pre-Conquest Church in England* (1961).

Glauben vermittelten die Mönche den Angelsachsen klassische Gelehrsamkeit und Liebe zur Dichtung.

Diese auch in der altenglischen Literatur fühlbare Vermittlung keltisch geprägten Bildungsgutes konnte nur im Norden statthaben, da hier nicht der nationale Gegensatz des Südens herrschte, demzufolge seinerzeit das Christentum nicht von Wales, sondern von dem Frankenlande her gebracht werden mußte. So wurde der Unterschied von Süd und Nord zur Trennung in zwei Kulturkreise: Canterbury und York. Die theologischen Unterschiede waren zu einem kulturellen Gegensatz geworden, den die Ausgleichversuche des Iren Adamnan (623–704) und des Angelsachsen Aldhelm (639–709) nur hervorhoben.

England war einem religiös motivierten Bürgerkriege nahe, als nach einer zweiten heidnischen Reaktion der christliche Nordhumbrikerkönig Oswin die beiden gegeneinander missionierenden Kirchen zur Synode nach Whitby (Streonesheal) berief (663). Oswin stellte sich auf die Seite der romfreundlichen Partei, zu der auch Agilbert, Bischof von Paris, gehörte, der zuvor seine Diözese bei den Westsachsen verwaltet hatte. Die Anhänger der extrem-irischen Richtung kehrten nach Irland zurück und gründeten auf der Insel Inishbofin ein Kloster. Die meisten irisch erzogenen Geistlichen in England blieben ihrem Ritual ebenso wie dem Geist der irischen Kirche treu, insbesondere der Betonung von Armut, Demut, asketischer Lebensführung und missionarischem Eifer. Zwar war die englische Kirche von Iona aus nur etwa dreißig Jahre geistig gelenkt worden, doch hinterließ diese Zeit bleibende Spuren. Politisch bedeutete die Synode von Whitby den Niedergang des irischen Einflusses, aber wissenschaftlich blieb Irland mit seinen Klosterschulen noch lange das gelobte Land mönchischer Bildung.

Ändern konnte das nicht ein Synodalbeschluß, sondern die höhere kulturelle Macht. Dieser Aufstieg Canterburys begann mit der Einsetzung des griechischen Philosophen Theodor von Tarsus als Erzbischof (669), der bei seinen Bemühungen von dem gelehrten Afrikaner Hadrian, Abt eines Klosters in der Nähe von Neapel, unterstützt wurde. Durch das Organisationstalent und das Durchsetzungsvermögen dieser beiden Männer entstand die einheitliche angelsächsische Kirche, die Gregor erstrebt hatte. Vierzehn wohlgeordnete Diözesen mit vielen Klöstern, die untereinander durch regelmäßige Nationalkonzile verbunden waren und Anschluß hatten an die allgemeine Christenheit einschließlich der Überlieferung des Ostens und der griechischen Welt, machten die angelsächsische Kirche zu einer römischen Kirchenprovinz. Die einsetzende Missionstätigkeit (Willibrord, geb. 667; Winfrid-Bonifatius, geb. 680) war das äußere Zeichen der vor der politischen erreichten kirchlichen Einigung Englands.

Auch politisch verschob sich langsam das Schwergewicht nach dem Süden. Noch im 8. Jahrhundert, dem großen Zeitalter der nordhumbrischen Kirche und humanistischen Gelehrsamkeit, mußte Nordhumbrien seinen Vorrang an Merzien abtreten, das unter König Offa (757–96) einen meteorhaften Aufstieg erlebte. Aber dieser machtpolitische Aufschwung war nicht von einem

kulturellen begleitet, und mit dem Sieg bei Ellandune (825) beginnt die westsächsische politische und kulturelle Vorherrschaft. Die Vorrangstellung der Westsachsen wurde allerdings durch die fast gleichzeitig einsetzenden Däneneinfälle schwer gefährdet. Auf den Shetlandinseln, in Nordschottland, Irland und auch in England faßten die Nordmänner Fuß; selbst der zäh Widerstand leistende Alfred (871–899), der größte der altenglischen Könige, sah sich zeitweilig auf die kleine Insel Athelney beschränkt. 886 erreichte er einen Vertrag, demzufolge sein Reich ein Dreieck bildete, dessen Seiten die Südküste, Watling Street und die walisische Grenze darstellten. Nordwärts war Danelage, das Reich der Nordmänner.

Durch Alfreds Bemühungen kam es zu einer zweiten, aber silbernen Kulturblüte, und dem entstehenden westsächsischen Schrifttum verdanken wir so gut wie alles, was uns von altenglischer Literatur erhalten ist. Er brachte die besten Gelehrten der Zeit nach Westsachsen, und seine Sammeltätigkeit kann mit der Karls des Großen verglichen werden. Trotzdem läßt sich diese Wissenschaft nicht mit der, allerdings lateinischen, humanistischen Blüte Yorks und Canterburys im 8. Jahrhundert vergleichen; die mit Beginn des 9. Jahrhunderts aufhörende große altenglische Dichtung ließ sich nicht beleben. Alfreds Zeit war nicht schöpferisch. Die Autoren begnügten sich damit, die alte lateinische Gelehrsamkeit in westsächsischen Übersetzungen zu popularisieren, vor allem aber übertrugen sie die im wesentlichen englische Dichtung in den westsächsischen Dialekt.

Einen solchen kulturellen Niedergang erklären äußere Gründe (wie die Däneneinfälle) allein nicht; dazu treten geistige. Solange die Christianisierung mehr oder weniger äußerlich blieb, war ein Nebeneinander, ja ein Verschmelzen von christlicher Antike und germanischem Heidentum möglich. Die verständnisvoll-tolerante Art der Augustinischen Missionierung und besonders die freiere Art der keltischen Kirchen leisteten dem Vorschub. Die irischen Klöster waren Gemeinschaften, bei denen die blutmäßige Zusammengehörigkeit der Familie eine große Rolle spielte; sie waren daher teilweise analoge Institutionen zum keltischen Clan und zur germanischen Sippe. Der Abenteuerlust der einzelnen Mönche standen sie nicht im Wege, und auch die Teilnahme am politischen Geschehen schlossen sie nicht aus. Die Mönche von Bangor zogen 613 hinaus auf das Schlachtfeld und beteten für ihre Landsleute und gegen Ethelfrith, was sie dann mit dem Tode bezahlten. Die der eigenen Art anpaßbaren Züge des Christentums wurden übernommen: der Kampf zwischen freundlichen und feindlichen Mächten, der Heldengott Christus mit seiner Gefolgschaft von Aposteln, das Jenseits und die Engel als Fortsetzung und Träger des germanischen Nachruhms, die Duldungsforderung als Entsprechung des Schicksalsgedankens. Andere Züge des Christentums, die eine solche Umdeutung bzw. Anverwandlung nicht erlaubten, wurden übergangen. Je mehr aber, durch Alfreds Neuordnung gestützt, die lateinische Kirche vordrang und eine die ganze geistige Welt erfassende Organisation des Christentums verlangte, um so stärker wurde das Bewußtsein einer tiefgreifenden Krise; die alten Werte kehrten sich um, die Dichter verstummten.

Mochten Alfreds Nachfolger Edward, Athelstan, Edmund machtpolitisch das Sachsenreich über ganz England ausdehnen, die geistige Kultur stagnierte, und als der schwache Eadred dem klugen Dunstan (924–88), dem Abt von Glastonbury, Regierungseinfluß einräumte, vollendete sich der Prozeß: 960 wurde Dunstan Erzbischof von Canterbury. Er wurde einer der eifrigsten Verfechter der von Fleury ausgehenden benediktinischen Reform, die er während seines zweijährigen Aufenthaltes in einem reformierten Ordenshaus in Gent kennengelernt hatte. Zusammen mit den Bischöfen Aethelwold von Winchester und Oswald von Worcester, welcher auch in Fleury gewesen, begann er die Wiederbelebung der von Augustin nicht streng durchgeführten Benediktinerregel. Die meist verheirateten sog. 'Secular Canons' wurden durch Benediktinermönche ersetzt, viele neue Klöster gegründet, die von den Dänen zerstörten wieder aufgebaut, und die Mönche in Abingdon und Winchester streng geschult. Aus der bald weithin berühmten Winchesterschule ging Aelfric, der größte Prosa-Autor der Zeit, hervor. Fast die ganze Prosaliteratur des 10. und 11. Jahrhunderts ist dem Einfluß der Benediktinerreform zu verdanken, nur ist diese Literatur jetzt mönchisch; sie gliedert sich ein in die Weltliteratur der lateinischen Kirche.

Die Däneneinfälle beeinflussten die Reform der Kirchen und Klöster so gut wie gar nicht. Der dänische König Knut, der ab 1016 in England regierte, stand unter dem Einfluß englischer Bischöfe. Wulfstan von York half ihm bei der Abfassung von Gesetzen und Verordnungen, insbesondere gegen heidnische Bräuche und Götzendienst. Knut erwies sich als Freund und Förderer der Kirche und des christlichen Glaubens. Er trug wesentlich zur Stabilisierung der politischen Ordnung bei und ist somit verantwortlich für Tendenzen und Entwicklungen, die auch nach der normannischen Eroberung für England von Bedeutung waren. Der Zusammenbruch der politischen Ordnung unter Eduard dem Bekenner (1042–1066) brachte zwar einschneidende Veränderungen der sozialen und geistigen Strukturen des Landes, bedeutete aber keineswegs einen Bruch im Kontinuum der englischen Geschichte. Die angelsächsische Zeit – darüber besteht bei den Historikern heute Übereinstimmung – ist der Wurzelgrund der englischen Kultur.

4. Die Literatur des christlichen Humanismus⁹

Zu den ersten Werken der englischen Literatur in lateinischer Sprache gehört die prophetisch geschriebene Darstellung *De excidio Britanniae* (vor 547) von GILDAS¹⁰ (ca. 500–570) und die darauf beruhende anonyme *Historia Brito-*

⁹ M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, 3 Bde. (München, 1911–31) [deskriptives Nachschlagewerk]; F. J. E. Raby, History of Christian Latin Poetry (Oxf., ²1953) und History of Secular Latin Poetry, 2 Bde. (Oxf., ²1957) [moderne Darstellung mit Proben]; L. Bradner, Musae Anglicanae (1941); M. Hélin, A History of Medieval Latin Literature, transl. by J. C. Snow (N. Y., 1949).

¹⁰ Gildas, De excidio et conquestu Britanniae, und Nennius, Historia Britonum, ed. T. Mommsen, Mon. Germ. Hist. Auct. Antiq. XIII; transl. by J. A. Giles in: Six Old English Chronicles (1848, new edn. 1901).

num (ca. 679), deren bekannteste spätere Fassung von dem im 9. Jh. lebenden Waliser NYNNIAW (NENNIUS)¹⁰ stammt.

Das in mehr als dreißig Manuskripten überlieferte Werk besteht aus einer losen Sammlung von Kurzberichten über die Geschichte und Geographie Britanniens. Besonders interessant sind die Ausführungen über die Geschichte Arthurs, der von Nennius aber nicht als König, sondern 'dux bellorum' (Heerführer) dargestellt wird; er kämpfte zusammen mit den britischen Königen gegen die eindringenden Angeln und Sachsen.¹¹ Nennius zählt insgesamt zwölf Schlachten auf. Den angeblich entscheidenden Sieg über die Feinde errang Arthur am Berge Badon in Wessex. Über diese Schlacht, die etwa A. D. 500 stattgefunden haben dürfte, berichtet auch schon Gildas, allerdings ohne Nennung des Namens Arthurs.

Die kulturelle Blütezeit, für die altenglische Dichtung wie für den christlichen Humanismus, war das 7. und 8. Jahrhundert. Mit Theodor von Tarsus und seinem Begleiter Hadrian wurde Canterbury zu einem der führenden kulturellen Zentren; in der Klosterschule bestanden Klassen für kirchliche Musik, Mathematik, Astronomie; das Scriptorium wurde gepflegt. Zu dem lateinischen Unterricht trat ebenbürtig das Griechische. Der Ruf der Schule reichte weithin. Das nach Theodors mündlichen Antworten verfaßte Bußbuch, das erste seiner Art, wurde Vorbild aller 'libelli poenitentiales'. Angelsächsische Erzbischöfe wie Brithwald und Tatwine vermochten die große Tradition ihrer ausländischen Vorgänger fortzuführen.

ALDHELM¹² (639–709) wurde der größte Vertreter dieser humanistischen Kultur. Aus Westsachsen gebürtig, dann aber im Irenkloster Malmesbury erzogen, brachte er die keltische Latinität zu der in Canterbury gepflegten griechischen Schulung mit demselben Mangel an Unterscheidungsvermögen, mit dem er seine Lieblingsautoren Vergil und Sedulius und dann auch Ovid, Horaz, Lucan, Juvenal und patristische Schriftsteller auf eine Stufe stellte. Das Ansehen, das der gelehrte und weitgereiste Mann in seiner Zeit genoß, wurde durch den literarischen Nachruhm noch übertroffen. Maßgebend wurde insbesondere seine *Metrik*, die in einen Brief an den König Aldfrith von Nordhumbrien eingekleidet ist und nach einer mystischen Einleitung über die Zahl 7 zumeist von dem Hexameter handelt. Die Beispiele und Belege entnimmt Aldhelm antiken Dichtern.

In diesen Traktat eingebettet sind hundert *Rätsel* in lateinischen Versen nach dem Vorbild des Symphosius (5. Jahrhundert), aber weniger epigrammatisch. Derartiges lag der Zeit; auch Tatwine und Hwaetberht-Eusebius schrieben Rätsel, die übrigens nicht ohne Einfluß auf die landessprachigen anonymen Verfasser von Rätseln blieben. Die konkrete Beobachtung der äußeren Natur und die anschauliche, sichere Beschreibung der Phänomene sind

¹¹ Eine nützliche Sammlung von Textstellen findet sich in E. K. Chambers, *Arthur of Britain* (1927), S. 243ff.- Vgl. K. H. Jackson, "The Arthur of History", in: *Arthurian Literature in the Middle Ages*, ed. R. S. Loomis (Oxf., 1959), S. 1–11.

¹² Aldhelm, *Opera*, ed. R. Ehwald, *Mon. Germ. Hist. Auct. Antiq. XV* (Bln., 1919); *The Riddles of Aldhelm*, ed. J. H. Pitman (New Haven, 1925; repr. 1970) [m. Übers.].

bemerkenswerter als die Rätsellösungen (Taubе, Fisch, Wind, Abend, Quelle), die im Gegensatz zu den altenglischen Rätseln oft auf der Hand liegen.

Die lateinische Sprache beherrschte Aldhelm so sicher, daß er sich bei dem Gedicht *De virginitate* die Spielerei erlauben konnte, den ersten Hexameter ('Metrica tirones nunc promant carmina castos') in den Anfangsbuchstaben jeder Zeile und in rückläufiger Anordnung in den Endbuchstaben zu wiederholen (Acroteleuton).

Aldhelm schreibt unter dem Einfluß der *Hisperica Famina*, einer im Südwesten Englands entstandenen Sammlung irischer ('hisperic') Kurztraktate, insbesondere in der Prosa einen manieristisch-artifiziellen Stil. Überreichlich verwendet er abstrakte Wendungen, Hellenismen und Alliterationen. In dem programmatischen *Eahfrid-Brief* wollte er zeigen, daß englische Schulung der irischen ebenbürtig sei; ähnliches gilt für den rein homiletischen Prosa-traktat *De virginitate*, der inhaltlich ein Lob klösterlichen Lebens mit zahlreichen Heiligenleben als Beispielen darstellt. Der einfache, gerade Gedanke ist jeweils in einem so verschachtelten, durch Epitheta und Paraphrasen verdunkelten Stil ausgedrückt, daß er an die verwirrende Bandornamentik zeitgenössischer keltisch-irischer Manuskripte gemahnt. Der Wortschatz ist so ungewöhnlich und fremdklingend, insbesondere aufgrund der vielen griechischen, hebräischen oder selbstgeschaffenen Wortbildungen, daß man den zwiespältigen Eindruck barbarischer Künstlichkeit erhält. Dazu werden noch alle Ausdrucksmittel der heimischen Dichtung aufgeboten. Wie der germanische Sänger seinen Helden, so variierte Aldhelm einen Paulus als Saulus, als 'vas electionis', als Benjamin; wie jener verwendete er die zahlreichen gewaltsamen und übervollen Metaphern, die nahezu Kenningar (s. S. 22) werden (das Schweigen = 'mutae taciturnitatis valva'); wie jener liebte er die Stabung und beginnt den Eahfrid-Brief mit 16 p-Alliterationen. In dieser noch in die Bestandteile zerlegbaren klassisch-germanischen Stilmischung sehen wir ein Vorspiel der für die landessprachige Literatur bezeichnenden Verbindung von Christlichem und Heidnischem.

An sich entsprachen diese Absonderlichkeiten nicht dem Geiste der Canterbury-Schule, sie weisen vielmehr nach Irland, wo die Gildas zugeschriebene *Lorica*-Dichtung (ca. 547) eine förmliche Geheimsprache entwickelt hatte. Auf Irland, insbesondere die *Altus Prosator*-Hymne von Columba, eine komplette Weltgeschichte von der Erschaffung der Welt bis zum letzten Gericht, weisen auch die Versuche in rhythmischer Dichtung, die Aldhelm unternommen haben soll, und von denen in den Werken seines Schülers Aethelwald Beispiele erhalten sind. Die irische Vorliebe für Reime und Rätsel, für Akrostichen und bizarre Latinität, wie sie im *Liber Hymnorum* und dem *Antiphonarium von Bangor* und bei Columba sich äußerte, fand in der englischen Aldhelm-Schule Fortbildung (beispielsweise bei Winfrid-Bonifatius) und wurde von dort karolingischen Schulen weitergegeben.

Dagegen hielt sich der sonst keltischen Einflüssen offenstehende Norden von den Künstlichkeiten der Aldhelm-Schule frei, vielleicht unter dem Einfluß Benedicts. Denn dieser nordenglische Humanismus begann in der Re-

gierungszeit Ecfriths, als Wilfrid das Erzbistum York erhielt, als er neue Kirchen baute in Ripon und Hexham und dort Bibliotheken einrichtete, und als Benedict Biscop die Zwillingsklöster Wearmouth (674) und Jarrow (681) gründete. Benedict war mit Theodor aus Rom gekommen und hatte (unterstützt von dem unter Theodor ausgebildeten John of Beverley) 669–71 die Canterbury-Schule geleitet, deren Traditionen er Ceolfrid vererbte, in dessen Abtei Wearmouth BEDA¹³ (672–735), der angesehenste und größte Theologe und Historiker seiner Zeit, erzogen wurde. Aus der langen Liste seiner Werke verdient zunächst die *Metrik* Erwähnung, die neben der Aldhelmschen ihren Platz behauptet und noch im 11. Jahrhundert von Fulbert in Chartres zugrunde gelegt wurde. Bedeutsam sind der naturwissenschaftliche Traktat *De natura rerum*, sowie die Abhandlungen zur Zeit- und Festrechnung *De ratione temporum* und *De temporibus*, mit denen sich die Rechnung nach Inkarnationsjahren (statt der früheren Weltjahre) durchsetzte, was die Annalenliteratur und auch die späteren Verschroniken erst ermöglichte.

Das Hauptwerk Bedas, mit Hilfe vieler zeitgenössischer Kirchenfürsten verfaßt und 731 abgeschlossen, war seine *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*,¹⁴ der erste umfassende Versuch einer zusammenhängenden und kritischen Geschichtsdarstellung, die trotz unsystematischer stofflicher Gliederung und ungleicher Verarbeitung noch heute die Grundlage für die ältere Geschichte Englands bildet. Im Vergleich zu diesem Werk sind die *Hymnen* (einschließlich des bekannten *De die iudicii*), die zwei Fassungen der zumeist aus Wundererzählungen bestehenden *Vita Cudberti* und der *Brief an Ecbert*, den in York lehrenden Freund, von geringerer Bedeutung. Beda war nicht Künstler wie Aldhelm, sondern Gelehrter, er wirkte weniger durch glänzende Form als durch emsigen Fleiß, gewissenhaftes Zusammentragen der Urkunden und Wahrheitsliebe. So liegt der literarische Reiz seiner Schriften nicht in dem stilistischen Rankenwerk der südenglischen Schule, sondern in der direkten Erzählung, der naiven Gläubigkeit, Heiterkeit, Klarheit und Reinheit. Bedas lateinischer Stil ist würdig, flüssig und klar, jedoch ohne Eleganz; im Vergleich zu Aldhelms Rätselhaftigkeit und Prunk wirkt er bodenständiger; bezeichnend scheint, daß Beda zeitlebens dem heimatlichen Jarrow treu blieb.

Nach seinem Tode verlagerte sich das Zentrum wissenschaftlichen Wirkens nach York, wo jener EGBERT 752–66 tätig war, den Bedas Brief bekannt machte. Mehr Erzieher als Schriftsteller, richtete er den ersten planmäßigen Lehrgang der 'artes liberales' in England ein, und als Mann feinen Geschmacks wußte er der nach kurzer Zeit weltbekannten Yorker Schule eine künstlerische Note zu verleihen, wovon vor allem sein Evangelium zeugt (*Durham Book*, jetzt im Britischen Museum).

¹³ Bedae Opera Historica, ed. J. E. King, 2 Bde., Loeb Classical Library (1930, m. Übers.); Übers. auch in EL. Gesamtausgabe in: Migne, Patr. Lat., Bde. 90–95.– A. H. Thompson, Bede: His Life, Times and Writings (Oxf., 1935).

¹⁴ edd. B. Colgrave and R. A. B. Mynors (1969).

Yorks Bedeutung blieb erhalten unter seinem Nachfolger Aethelberht, den der letzte große York-Schüler, ALCUIN¹⁵ (735–804), in den *Versus de Patribus Regibus et Sanctis Eboricensis Ecclesiae* noch über Egbert stellt. Alcuin war Erzieher, der in Handbüchern alles Wissen in Frage- und Antwortform zusammenfaßte. Als Schriftsteller war er Beda und auch Aldhelm nicht ebenbürtig, obwohl er wie dieser die heimische Phantasie in die fremde Prosa übertrug und in der Dichtung einen persönlicheren Ton zu finden wußte. In diesem Zusammenhang ist z. B. das „Lebewohl an seine Zelle“ zu nennen oder der „Streit zwischen Frühling und Winter“,¹⁶ eines der ersten Beispiele der Gattung Streitgedicht (*conflictus*). Die als Schiedsrichter angerufenen Vergilischen Schäfer entscheiden sich für den Frühling, der den Kuckuck zurückbringt. Für den Dichter ist der Vogel Botschafter der Liebe und der Fruchtbarkeit und damit Symbol der immerwährenden Erneuerung des Lebens. Nach 782 gehörte Alcuin mehr zur festländischen Literatur; als Gehilfe Karls des Großen beteiligte er sich mit Traktaten an Fragen, die England nicht weiter berührten. Es schwächte auch den Yorker Humanismus, daß er von dort Kräfte abzog und sie Karl dem Großen dienstbar machte. Zur inneren Schwächung kam die äußere Bedrängung durch die Nordmänner, die seit 793 die nordhumbrischen Küsten beunruhigten. York blieb lange unberührt, aber um 870 waren so gut wie alle Bildungsstätten zerstört oder verwaist.

Dann kam die Neubelebung durch Alfred in Wessex. Er rief Werferth aus Worcester, Plegmund aus Chester, Grimbald von St. Omer, Johann von Corvey und Asser aus St. David. Trotz dieser großen Namen war das kulturelle Ergebnis nicht schöpferisch, sondern eine Zusammenstellung der Reste älterer Traditionen und ein volkstümliches Übersetzen. Die letzten vereinzelt humanistischen Stimmen sind Frithegodes manierierter Stil und Wulfstans Hymnen und Heiligenleben im 10. Jahrhundert.

II. WESENSZÜGE DER ALTENGLISCHEN LITERATUR

1. Überlieferung

Die gesamte altenglische Literatur ist uns als Werk von Klerikern des 7. bis 11. Jahrhunderts überliefert.¹ Sie kann also nicht unmittelbarer Ausdruck altgermanischen Wesens sein. Anders als in der übrigen Germania kam je-

¹⁵ Werke in: Migne, Patr. Lat., Bd. 100, 101; Poet. Werke in: Mon. Germ. Hist. Poetae I, 160 ff. – C. J. B. Gaskoin, Alcuin: His Life and Work (Cambr., 1904).

¹⁶ Übersetzung in: J. B. Bessinger and R. P. Creed, Frinciplegius: Medieval and Linguistic Studies in Honor of F. P. Magoun, Jr. (N. Y., 1965), S. 17–18.

¹ N. R. Ker, Catalogue of Manuscripts Containing Anglo-Saxon (Oxf., 1957); Supplement in Anglo-Saxon England 5 (1976), 121–131.

doch in England das Heimische stärker zum Ausdruck. Man gelangte auffallend rasch nach der Bekehrung zu einem eigenen Schrifttum (wofür auch die Gesetzesaufzeichnungen ein Beleg sind), und die Geistlichkeit hatte hier für die heimische Dichtung mehr übrig als etwa in Frankreich. Aber diese christlich und humanistisch geschulten Leute konnten von der in mündlicher Überlieferung lebenden heidnisch-germanischen Dichtung nur ein Echo geben, auch da, wo sie den weltlichen Stoffen gerecht zu werden suchten. Denn es handelte sich um ein künstlerisches Neugestalten überlieferten Dichtungsgutes und nur selten um einzelne christliche Zutaten, die wieder weggenommen werden könnten. Wie es in der äußeren Form der Stil der Aldhelm-Schule andeutet, ist die Mischung von christlich-antik und heidnisch-germanisch auch für das innere Wesen der altenglischen Literatur kennzeichnend.

Diese Mischung ist sogar an der Schrift aufzeigbar. Die älteste germanische Schrift bestand aus Runen, buchstabenähnlichen Zeichen, die in Holz, Stein und andere Materialien eingeritzt wurden. Das harte Material führte zu einer eckigen, geradlinigen Form, die nur noch wenig gemeinsam hatte mit den teilweise zugrundeliegenden lateinischen und griechischen Schrifttypen. Jede Rune war nicht nur Buchstabe, sondern auch Symbol eines Gegenstandes, nach dem sie benannt wurde (z. B. „Freude“, „Tag“, „Mann“); in der Frühzeit zumindest war sie auch mit magischen bzw. abergläubischen Vorstellungen verbunden. In England haben wir zahlreiche, meist aus den nördlichen Grafschaften stammende Belege (Steinkreuze und Steine von Ruthwell, Bewcastle, Thornhill, sowie Runenkästchen, Graburnen, Schmuck und Waffen).

Die altenglische Dichtung ist jedoch in lateinischer Schrift aufgezeichnet worden. Zwar mißlang der erste Einführungsversuch durch Augustinus und seine Missionare, aber auf dem Umweg über Irland und die Mönche von Lindisfarne (etwa 640) gelangte die Halbunziale nach England. Sie wandelte sich zu einer spitzen Kursivschrift, als man in England statt des Schreibrohrs die Gänsefeder verwandte. Diese mehrere Runenzeichen benützende, durch auffällige Tiefstriche gekennzeichnete Schrift ist für das Angelsächsische typisch. Sie wird Insulare oder anglo-irische Minuskel genannt. Erst gegen Ende der altenglischen Epoche wird sie von der französisch-karolingischen Minuskel beeinflusst und abgelöst. Auch die Insulare ist Klerikerschrift. Bis in die spätaltenglische Zeit jedoch fanden die Runen als verschlüsselte Chiffren noch gelegentlich Verwendung in der Dichtung, zuletzt auch als antiquarisch anmutende Erinnerung an frühere Zeiten.²

Nur ein kleiner Teil der altenglischen Dichtung wurde aufgeschrieben und blieb uns so erhalten. Zahlreiche Manuskripte werden bei den Däneneinfällen des 8. Jahrhunderts zerstört worden sein. Die nachfolgende schriftliche Fixierung beschränkte sich auf die westsächsische Umarbeitung von Jahrhunderte zurückreichenden Originalen sowie von mündlich tradierten Dichtungen. Die Autoren und Scriptorien benutzten dafür eine westsächsische

² R. W. Elliott, *Runes: An Introduction* (Manchester, 1959; repr. 1963); C. L. Wrenn, „Late Old English Rune Names“, *Medium Aevum* 1 (1932), 24–33; W. Krause, *Runen* (Bln., 1970).

Gemeinsprache, die sich um die Wende des 11. Jahrhunderts über ganz England verbreitete.³ Sprachliche Indizien in den westsächsischen Texten lassen erkennen, daß die Vorlagen oft aus früheren Zeiten oder aus anderen Dialektgebieten stammten. Der Beowulf-Dichter z. B. könnte zur Zeit Bedas am königlichen Hof in Nordhumbrien gelebt haben. Die große Zeitspanne zwischen Entstehung und Niederschrift erklärt einen Teil der zahlreichen Mißverständnisse, Auslassungen und Umstellungen in den Manuskripten; die ursprüngliche Version ist kaum in einem Fall zu rekonstruieren.⁴

Auch die Überlieferung der altenglischen Dichtung deutet auf die Mischung zwischen christlich-antiken und heidnisch-germanischen Elementen. Die älteste uns erhaltene Niederschrift ist Cædmons Lobhymnus auf Gott. In einer lateinischen Handschrift des achten Jahrhunderts (Bedas Kirchengeschichte) erscheint das Gedicht in der nordhumbrischen Originalsprache. Dieser Fall ist atypisch, denn die restliche altenglische Dichtung wurde mit wenigen Ausnahmen durch westsächsische Handschriften des späten 10. Jahrhunderts überliefert, zum größten Teil anonym. Vier große Handschriften enthalten fast die gesamte Dichtung: Beowulf-Manuskript (Britisches Museum), Exeter Book (Kathedrallbibliothek Exeter), Junius- oder Cædmon-Manuskript (Bodleiana, Oxford), Vercelli Book (Dombibliothek Vercelli in Oberitalien).⁵

2. Produktion und Rezeption der altenglischen Dichtung

Schon lange vor der schriftlichen Fixierung der altenglischen Dichtung existierte sie – teilweise als germanisches Gemeingut – in Form von mündlich tradierten Liedern und Liederzyklen. Professionelle Sänger, ‘scop(as)’ genannt, reisten durch das Land und trugen ihre Lieder in den Methallen vor. Manchmal fanden sie einen festen Platz als Hofsänger unter dem Schutz eines Stammesführers und hatten dann die Aufgabe, für besondere Anlässe neue Preislieder zu verfassen. Aus altenglischen Texten und Beschreibungen wissen wir, daß die Lieder mit Harfenbegleitung vorgetragen wurden; ein solches Instrument ist auch in Sutton Hoo geborgen worden.

Gewisse Stilmerkmale der Vortragsdichtung – Alliteration, Formeln, feste Szenenfolgen usw. – dienten u. a. auch mnemotechnischen Zwecken. Nicht nur Lieder, sondern auch Stammesgeschichte, z. B. Genealogien (sogenannte

³ H. Gneuss, “The Origin of Standard Old English and Æthelwold’s School at Winchester”, *Anglo-Saxon England* 1 (1972), 63–83.

⁴ K. Brunner, “Überlieferungsgeschichte der alt- und mittelenglischen Literatur”, in: *Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur*, Bd. II (Zürich, 1964), S. 601ff.

⁵ Facsimileausgaben: Beowulf, ed. J. Zupitza, EETS 77 (1882), 2nd ed., ed. N. Davis, EETS 245 (1959); The Exeter Book of Old English Poetry, edd. R. W. Chambers, M. Förster and R. Flower (1933) [vorzügliche Wiedergabe]; The Cædmon MS of Anglo-Saxon Biblical Poetry, ed. I. Gollancz (Oxf., 1927); Il Codice Vercellese, ed. M. Förster (Rome, 1913).

'þulas') gehörten zum festen Repertoire der Sänger. Der 'scop' war nicht nur Vortragskünstler und Dichter, sondern angesehener Hüter und Bewahrer der Geschichte des Stammes oder Hofes, dessen Ruhm er verbreitete. Wenn er reiste, war er auch Nachrichtenträger und 'raconteur'. Ob er in der Frühzeit auch noch kultische Funktionen versah (ein Synonym für 'scop' war 'wop-bora' = 'vates'), ist unklar. In den meisten Fällen bleibt der Liederdichter anonym; nur wenige sind uns namentlich bekannt. Zwei Gedichte berichten von der Lebensweise des 'scop' (*Widsiþ* und *Deor*), und die Arbeitsweise des Sängers wird öfters in der Dichtung geschildert, z. B. in *Beowulf*.⁶

Die von den Sängern vorgetragenen Lieder hatten keine feste Form. Sie wurden beim jeweiligen Vortrag improvisierend neu geschaffen, ausgeschmückt und variiert. Im Falle der altenglischen Dichtung wurde die mündliche Tradition der Liederdichter schriftlich fortgesetzt, obwohl sich die christliche Kirche gegen die alten Heldenlieder und weltlichen Gesänge erhob. So fragte Alcuin in einem Brief an das Kloster Lindisfarne aus dem achten Jahrhundert: 'Quin Hinieldus cum Christo?' (Was hat Christus mit Ingeld [ein germanischer Held] zu tun?)⁷

Wieviel von der alten weltlichen Dichtung verloren ging, ist uns unbekannt. Zahlreiche Hinweise und nicht ausgeführte Motive und Themen deuten auf Verschollenes hin. Die überlieferten Manuskripte verdanken wir christlichen Dichtern und Schreibern. Das, was von ihnen aufgezeichnet oder überarbeitet worden ist, zeigt deutliche Spuren der zeitgenössischen lateinischen Literatur und stellt dennoch etwas ganz Eigenständiges, Angelsächsisches dar.⁸

3. Stil der altenglischen Dichtung⁹

Die wichtigsten Merkmale der angelsächsischen Dichtersprache gehen letztlich auf zwei entgegengesetzte Grundtendenzen zurück: Konvention gegenüber Innovation, 'repetitio' (Wiederholung) gegenüber 'variatio' (Abwandlung). Auf phonologischer Ebene wird die Dichtersprache durch die stabende Wiederholung von Konsonanten bzw. Konsonantengruppen geprägt (Alliteration). Auch Reim und Assonanz basieren auf lautlicher Wiederholung. Wiederkehrende Wortwendungen (Formeln und Formelsysteme) sowie stereotype Erzählstrukturen (Motive, Szenen, Szenenfolgen) zeigen, daß eine organisch gewachsene Konvention sowohl Stil als auch Inhalt der altenglischen Dichtung bestimmte.

⁶ L. F. Anderson, "The Anglo-Saxon Scop", University of Toronto Studies: Philological Series 1 (1903), 1-45.

⁷ Vgl. R. Levine, "Ingeld and Christ: A Medieval Problem", *Viator* 2 (1972), 105-128.

⁸ R. M. Wilson, *The Lost Literature of Medieval England* (1952).

⁹ S. hierzu die in der Epochenliteratur S. 3 aufgeführten Literaturgeschichten von Heusler, Göller, Wrenn und Shippey; ferner: W. P. Ker, *Epic and Romance* (1896 u. ö.).

Die Kreativität des Dichters jedoch zeigte sich in der Durchbrechung und Neubelebung der Konvention, d. h. in der variierenden Abwandlung des Altbekannten. Der künstlerische Reiz liegt dabei in der Spannung zwischen Konvention und Innovation.¹⁰ Auf sprachlicher Ebene konnten z. B. feste Formeln in völlig neue Zusammenhänge eingebettet oder neue Formeln unter Teilverwendung der alten geprägt werden. Ebenso steigert die Dichtersprache die an sich weitgehende syntaktische Freiheit in der Wortstellung und die zuvor schon vielfältige Möglichkeit der Kompositabildung. Die Vorliebe für komplexe und schmückende Umschreibungen äußert sich vor allem in der Verwendung von metaphorischen Wortkomposita, 'Kenningar' genannt. Diese unausgeführten Vergleiche, die sich noch häufiger in der nordischen Dichtung finden, verlangen oft eine Auflösung wie bei einem Rätsel: „Wogenroß“ bedeutet Schiff, „Knochenhaus“ steht für Leib, „Schiffsstraße“ für Meer. Durch häufige Verwendung erstarren manche Kenningar und werden zu Formeln, meist festen Fügungen mit Halbzeilenlänge. Andererseits werden durch Ersetzung eines der zwei Kompositionsglieder neue Varianten der schon bekannten Kenningar geprägt. Ähnliches läßt sich auf der Syntagmenebene feststellen: Hier basiert die 'Variation' auf Wiederholung und Ersetzung ganzer Satzteile bei gleichbleibender oder leicht nuancierter Bedeutung.¹¹

Die altenglische Dichtung ist im höchsten Grade formelhaft. Diese Tatsache wurde von deutschen Philologen schon im 19. Jahrhundert festgestellt und mit Formelsammlungen untermauert. Aber erst im 20. Jahrhundert wurde die Formelhaftigkeit zur systematischen Erklärung der Kompositions- und Aufbauweise der altenglischen Dichtung herangezogen. Die sogenannte 'Oral Formulaic Theory' stellt bausteinartige Kompositionseinheiten fest, die durch die Prinzipien der Wiederholung und Variation die Dichtung strukturieren und mnemotechnisch abstützen. Wortwiederholung im Text kann wörtlich ('formula'), leicht abgewandelt ('formulaic system') oder über mehrere Zeilen hinweg lose verteilt ('cluster') sein. Inhaltliche Wiederholung gliedert sich ebenfalls nach Größe und Flexibilität in die Einheiten 'motif', 'type-scene', und 'theme'. Gleich der verschlungenen Bandornamentik der angelsächsischen Buchmalerei fügen sich die einzelnen Elemente der Dichtung zu einer kunstvoll ineinandergreifenden Gesamtstruktur.¹²

¹⁰ S. B. Greenfield, *The Interpretation of Old English Poems* (1972).

¹¹ Zu den Kenningar vgl. H. Marquardt, *Die altenglischen Kenningar: Ein Beitrag zur Stilkunde der altgermanischen Dichtung* (Halle, 1938); A. G. Brodeur, "The Meaning of Snorri's Categories", *University of California Publications in Modern Philology*, 36 (1952), 129–48; T. Gardner, "The Application of the Term 'Kenning'", *Neophilologus*, 56 (1972), 464–68. Zu 'Variation' vgl. F. C. Robinson, *Variation: A Study in the Diction of 'Beowulf'* (Diss. Univ. North Carolina, 1961).

¹² Einen systematischen Überblick über den Forschungsstand bietet E. L. Haymes, *Das mündliche Epos: Eine Einführung in die 'Oral Poetry' Forschung* (Stuttgart, 1977); Systematisierung und Ergänzung durch 'clusters': vgl. J. Ritzke-Rutherford, "Oral-Formulaic Theory and Some Revisions", in: *Light and Darkness in Anglo-Saxon Thought and Writing* (Frankfurt, 1979), S. 143–73.

Die Gesamtwirkung wird durch weitere, oft aus der klassischen Rhetorik entlehnte Stilmittel erhöht. So finden sich Hyperbel (Übertreibung) und Litotes (Untertreibung), Synekdoche und Metonymie (Metapher, 'pars pro toto' usw.), Synästhesie (Vermischung von Sinneseindrücken) und Prosopopöie (Personifizierung unbelebter Objekte) besonders häufig. Sinneinheiten werden durch Wiederholung bestimmter Wort- und Satzfügungen kunstvoll eingerahmt ('envelope structure').¹³ Die Dichtung bewahrt eine Reihe von altertümlichen, poetischen Bezeichnungen (z. B. 'mēce' statt 'sweord', 'guma' statt 'man'). Sie basiert auf einer literarischen, spätwestsächsischen Koine, die ungeachtet dialektaler Grenzen benutzt wurde.

4. Metrik¹⁴

Die Ornamentik des Stils und der Sprache wird durch ebenso kunstvolle phonometrische Konventionen, d. h. durch die Metrik, unterstrichen. Der Vers der germanischen Dichtung ist ausnahmslos die stabende Langzeile, d. h. der aus zwei Hälften, dem An- und Abvers, gebildete und durch Stabreim zusammengehaltene Vers. Unter Stabreim versteht man den gleichen konsonantischen Anlaut zweier Wörter oder Silben, wobei allerdings sk, sp, st wie ein Konsonant behandelt werden, also nur in der entsprechenden Verbindung miteinander staben können. Andererseits können alle Vokale – wohl wegen des in der germanischen Aussprache vorangehenden Knacklauts – frei untereinander staben.

eci dryctin, æfter tiadæ
fīrum foldu frea allmectig.

Die stabenden Silben stehen in der Hebung, und die Wirkung des Stabreims ist nicht wie beim Endreim melodisch, sondern emphatisch. Die altenglische Dichtung spiegelt den natürlichen Sprachrhythmus wider; daher stehen satzbetonte Wörter (Nomina, Adjektiva, finite Verba) auch meistens in der Hebung (sogenanntes Kuhnsches Gesetz).

In der Regel hat die Langzeile vier Hebungen, von denen die erste und/oder zweite im Anvers und die erste im Abvers staben. Die letzte oder vierte Hebung stabt nur im Falle von Kreuzalliteration, auch Chiasmus genannt (abab oder abba), oder bei defekten Versen, die in der späteren Dichtung häufiger anzutreffen sind. Die altenglische Metrik hängt nicht nur von der Betonung (Hebung), sondern auch von der Silbenquantität ab, wie es in der lateinischen Metrik der Fall ist. In der Hebung stand nur eine lange Silbe, d. h. eine mit Langvokal oder mit kurzem Vokal gefolgt von Doppelkonsonanz. Aber auch eine kurze Silbe in Kombination mit einer unbetonten konnte anstelle der langen Silbe stehen (sogenannte 'resolution' oder Auflösung).

¹³ Adeline C. Bartlett, *The Larger Rhetorical Patterns in Anglo-Saxon Poetry* (N. Y., 1935).

¹⁴ Einen guten Überblick bietet: W. P. Lehmann, *The Development of Germanic Verse Form* (Austin, Tex., 1956); A. Bliss, *An Introduction to Old English Metre* (Oxf., 1962).

Der Versuch, die altenglische Dichtung metrisch zu entschlüsseln, hat zu einer Folge von komplexen Theorien geführt. Es darf jedoch nicht vorausgesetzt werden, daß der angelsächsische Dichter sich an derartig komplizierten Schemata bewußt orientiert hat. Er hielt sich wohl eher instinktiv an sein natürliches Sprachgefühl, an die Rhythmen der viertaktigen, stabenden Langzeile mit beliebiger Verteilung der unbetonten Silben und an die formelhafte Sprach- und Versmuster, die er von anderen gelernt hatte.¹⁵

Für den metrischen Bau der Halbzeile stellte Sievers fünf Grundformen oder Typen auf, einen doppelt fallenden $\acute{x} \acute{x}$, einen doppelt steigenden $x \acute{x}$, sowie einen steigend fallenden $x \acute{x}$ (diese alle gleichfüßig), sodann zwei ungleichfüßige Formen $\acute{x} \acute{x}$ und $\acute{x} \acute{x}$. In allen Fällen bedeutet x eine oder mehrere unbetonte Silben. Im Gegensatz zu Sievers, der den Tonus als Ausgangspunkt wählte, ging Heusler von der Quantität aus, d. h. von der Zeilenlänge. Er postulierte eine Universallänge, die sich musikalisch als vier 4/4 Takte ausdrücken läßt. Diese „isochronische“ Theorie wurde später von J. C. Pope unter Verwendung musikalischer Notation aufgegriffen und weiter ausgebaut.¹⁶ Jüngere Versuche haben einen sinnvollen Kompromiß zwischen den Theorien von Sievers und Heusler angestrebt, aber die Diskussion ist keineswegs abgeschlossen.¹⁷ Weitere Probleme bietet die sogenannte hypermetrische Langzeile (Schwellvers). Hier handelt es sich um unregelmäßige, überlange Verszeilen, deren Ursprung und Funktion noch nicht völlig geklärt werden konnten.¹⁸

Außer Alliteration werden in der altenglischen Dichtung gelegentlich Reim (meistens Binnenreim) und Assonanz als akustische Versornamentik verwendet. Das beste Beispiel dafür ist das *Reimlied* aus dem Exeterbuch:

gold gearwade, gim hwearfede
sinc searwade, sib nearwade.

Die altenglische Dichtung hat keine eigentliche Strophenbildung, wie wir sie bei anderen Dichtungen kennen. Entweder werden Sinneinheiten durch Anapher und strukturierende Wiederholung voneinander abgesetzt, oder es werden ganze Zeilen refrainartig wiederholt (so bei dem Gedicht *Deor*). In der Regel sind die Zeilen jedoch aneinandergereiht ('increment'), entweder mit Übereinstimmung der Langzeile und der Gedanken- bzw. Satzeinheit (Zeilenstil), oder mit Enjambement (Haken- oder Bogenstil). Bei letzterem fängt

¹⁵ Die Mehrzahl neuerer Arbeiten bevorzugt diese Ansicht, ausgehend von: M. Daunt, "Old English Verse and English Speech Rhythm", TPS (1946), 56–72.

¹⁶ E. Sievers, Altgermanische Metrik (Halle, 1893); vgl. Kurzfassung in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, II, 2 (Straßburg, 1905); A. Heusler, Deutsche Versgeschichte mit Einschluß des altenglischen und altnordischen Stabreimverses, Bd. I (Berlin, 1956); J. C. Pope, The Rhythm of Beowulf (New Haven, 1942; 1966).

¹⁷ Neuester Überblick bei H.-J. Diller, Metrik und Verslehre (Düsseldorf, 1978). Einen wesentlichen Beitrag leistet das Buch von T. M. Cable, The Meter and Melody of Beowulf (Urbana, Ill., 1974), sowie M. Halle and S. J. Keyser, English Stress: Its Form, its Growth, and its Role in Verse (N. Y., 1971).

¹⁸ Vgl. E. C. Kyte, "On the Composition of Hypermetric Verses in Old English", MP 71 (1973), 160–65.

die neue Sinneinheit erst nach der 'caesura' (der Sprechpause zwischen dem Halbzeilenpaar) an, die Sätze sind ineinander verschlungen. Während die kürzeren Gedichtarten und die Lyrik den Zeilenstil bevorzugen, ist der Hakenstil insbesondere beim Epos anzutreffen.¹⁹

III. DIE NIEDERE DICHTUNG

1. Zauberdichtung und Spruchdichtung¹

Von den höheren Formen altenglischer Dichtung wie etwa Preis- und Sagenlied ist eine Art Gebrauchslyrik deutlich abhebbar. Sie bezieht sich auf das tägliche Leben der Angelsachsen, praktische Lebensklugheit und Volksweisheit und stammt aus einer nicht literarischen, mündlichen Tradition. Insbesondere die Zaubersprüche, Merkverse und Rätsel weisen eine Mischung germanisch-heidnischer und christlicher Elemente auf.

Der Zauberspruch ist (nach Grendon) gekennzeichnet durch die Erzähleinführung, die Anrufung Gottes oder eines Geistes, die Niederschrift magischer Buchstaben oder Namen, die Feststellung exorzistischer Befugnis sowie die Anweisung bezüglich bestimmter Zeremonien und der für die Ausübung der Riten günstigen Zeiten. Welche Tageszeit dafür besonders beliebt war, erfahren wir nicht nur aus den Texten, sondern auch von Erzbischof Eanberth von York (766–791): er verbot in seinem *Poenitientiale* das Zaubern in der Dämmerstunde.

Das bezeichnendste und schönste Beispiel der Zauberdichtung ist der sog. *Flurseggen*, ein Zauberspruch, der Beschwörung und Gebet in einem ist und somit heidnisches und christliches Brauchtum verschmilzt – angerufen werden Gott, Maria und die Erdmutter Erce. Daraus ist zu erkennen, daß die Kirche alte heidnische Kultformen aufgriff und umformte, die ursprüngliche Matrize aber beibehielt. Zaubersprüche wurden toleriert, wenn sie äußerlich christianisiert worden waren.

Weitere Zaubersprüche künden von Nöten und Ängsten, die den Angelsachsen plagten. Den *Hexenschußseggen* wandte an, wer Schmerzen vertreiben wollte, die von bösen Geistern, Hexen oder Elfen verursacht worden waren. Der *Bienenseggen* half dem Imker beim Einfangen ausgeschwärmter Bienen, wobei Erce Hilfe leistete. Wir erkennen noch deutlich den Glauben an Gei-

¹⁹ Vgl. K. Malone, "Plurilinear Units in Old English Poetry", RES 19 (1943), 201–4.

¹ G. Grendon, "The Anglo-Saxon Charms", Journal of American Folklore 22 (1909); repr. (N. Y., 1930); G. Storms, Anglo-Saxon Magic (The Hague, 1948); Leechdoms, Wortcunning and Starcraft of Early England, ed. T. O. Cockayne, 3 Bde. (1864–66; repr. 1965) [mit medizinischen Texten]; Anglo-Saxon Magic and Medicine, edd. J. H. G. Grattan and C. Singer (1952); E. A. Philippon, Germanisches Heidendum bei den Angelsachsen (Lpzg., 1929).

ster und Naturwesen, auf deren schädlichen Einfluß Unglück und Krankheit zurückgeführt wurden und deren Gunst man sich daher sichern mußte. Insgesamt handelt es sich um zwölf Zaubergedichte.

Die abergläubische Volksweisheit erhielt sich vor allem in zwei Medizinbüchern, die seit Cockaynes Edition (1864–66) als *læceboc* und *lacnunga* bekannt sind. Sie enthalten medizinische Rezepte und Anweisungen von zwei angelsächsischen Ärzten namens Oxa und Dun, die klassische Vorschriften mit Volksmedizin vermischten. Insbesondere das 'læceboc' ist eine Art Handbuch des angelsächsischen Arztes gewesen; im 'lacnunga' hingegen überwiegen die Zaubersprüche. Man sollte die beiden Bereiche aber nicht zu deutlich voneinander absetzen. Abgesehen davon, daß sich magische Zeremonien bis in die Neuzeit erhalten haben und selbst in zivilisierten Gegenden noch heute praktiziert werden, ist Folklore oft mißverstandene oder abgesunkene Naturwissenschaft. Mit der christlichen Lehre kamen auch Heilkenntnisse und Arzneimittel aus dem griechisch-römischen Kulturraum nach England. Gebete und liturgische Formeln wurden der heimischen Heilkunst eingegliedert, die naturmagische Medizin somit christlich überlagert.²

Die Zaubersprüche wurden wahrscheinlich zunächst gesungen ('galdor' von 'galan', singen). Dennoch sind nur wenige 'charms' metrisch aufgebaut. Erkennbar sind jedoch die Formmerkmale der Frühzeit: freier Zeilenstil, Bindung zu inhaltlich geschlossenen Einheiten, Anaphora, gelegentlicher Endreim, ungewöhnliche Stabverteilung. Inversion und Kenningar kommen häufig vor, ebenfalls kurze alliterierende Formeln.

Einer der interessantesten magisch-apotropäischen Texte ist uns in *Franks Casket*, einem mit Runeninschriften und Bildern versehenen Walbein-Kästchen aus dem frühen 8. Jahrhundert, erhalten. Bilder und Inschriften hatten den Zweck, das im Kästchen aufbewahrte Vermögen zu schützen und zu mehren. Bereits dieses frühe Zeugnis angelsächsischen Kunstsinns enthält eine Mischung heidnischer und christlicher Elemente. So erkennen wir auf der Vorderseite (neben dem Bild Wielands) die Anbetung Jesu durch die Magier, auf der rechten Seite aber die Begegnung eines germanischen Kriegers mit seiner Walküre. Die dazugehörigen Runeninschriften gehören zur ältesten angelsächsischen Stabreimdichtung.³

Auch die altenglische Spruchdichtung⁴ stammt aus der germanischen Welt, diente nämlich den heidnischen Priestern zu Lehrzwecken. Erhalten sind aber nur Spätformen, die stilistisch der geistlichen Dichtung verwandt sind.

² J. F. Payne, *English Medicine in the Anglo-Saxon Times* (Oxf., 1904); C. Singer, *From Magic to Science: Essays on the Scientific Twilight* (N. Y., 1925).

³ A. Becker, *Franks Casket: Zu den Bildern und Inschriften des Runenkästchens von Auzon* (Regensburg, 1973).

⁴ Außer den Texten in ASPR (III, 156–63; VII, 55–57): *Gnomic Poetry in Anglo-Saxon*, ed. B. C. Williams (N. Y., 1914; repr. 1966). Weiterführende Arbeiten: R. McG. Dawson, "The Structure of the Old English Gnomic Poems", *JEGP* 61 (1962), 14–22, und J. K. Bollard, "The Cotton Maxims", *Neophilologus* 57 (1973), 179–87. Zusammenfassung neuester Ergebnisse bei Shippey, *Poems of Wisdom and Learning*, S. 4–9.

Der *Cotton Lehrspruch*, gemeinhin *Maxims II* genannt, macht den ursprünglichsten Eindruck; auch sprachlich verweist er auf die Frühzeit, etwa durch das Fehlen des bestimmten Artikels. Die Lehren handeln von übermenschlichen Dingen, wobei christliche und heidnische Elemente abrupt nebeneinander gestellt werden. Literarischer Ehrgeiz ist nicht zu erkennen. Die rhetorische Ausgestaltung ist schwächer als bei den Zaubersprüchen, die Sätze sind knapp und leicht einpräglich.

Der *Exeter-Spruch*, bekannt als *Maxims I*, macht einen stärker christlichen Eindruck. Auch im älteren ersten Teil (1–138, nach Schücking Anfang des 8. Jahrhunderts) steht Wyrð nicht mehr neben Gott, Vertrag wird der Fehde vorgezogen, die Notwendigkeit der Monogamie betont. Der zweite, einheitlichere und sicher auch später entstandene Teil (139–206) bringt ein Lob des Sängers und eine wahrscheinlich auf höfische Zuhörer gemünzte Darstellung heldischer Ideale. Man hat daraus auf einen Skop als Verfasser geschlossen.

Die *Vaters-Lehren* (*Precepts*)⁵ machen im Vergleich dazu bereits einen bürgerlich-didaktischen Eindruck. Der Autor hält jungen Leuten eine Art Sittenpredigt. Statt heroischer Ideale empfiehlt er ihnen Ergebenheit und Gehorsam gegenüber den Lehrern. Er warnt sie vor Liebschaften und belegt diese Ratschläge mit Erfahrungssprüchen. Trotz der frühen Datierung des Gedichtes ist es eindeutig christlich geprägt.

2. Merkdichtung⁶

Wie zum Schluß der Gedichte Cynewulfs tauchen im altenglischen Runengedicht aus dem 10. Jahrhundert alte germanische Schriftzeichen auf, Runen genannt. Die Herkunft des Runenalphabets ist bis heute noch nicht völlig klar, obwohl aufgrund des haltbaren Materials relativ mehr Runeninschriften überliefert worden sind als Manuskripte. Das nach den ersten fünf Runen 'fupark' genannte Alphabet besteht aus Einzelbuchstaben, denen ein Lautwert und ein Namenssymbol entspricht. Die F-Rune z. B. steht für den Buchstaben wie auch für 'feoh' (Besitz).

Das *Runenlied*⁷ besteht aus 29 Strophen, in denen jeweils ein Runenname durch einen leicht memorisierbaren Merkspruch erläutert wird. Ein Vergleich mit den nordischen Vorbildern zeigt bedeutsame Änderungen. Epigrammatische Knappheit wird ersetzt durch malende Schilderung mit Bogenstil und Variation. Die nur mnemonischen Verse wurden dadurch zu epischen Miniaturen aus dem angelsächsischen Leben, wobei die einzelnen Kenningar gleichnisartig ausgeführt wurden.

⁵ ASPR III, 140–43.

⁶ B. Dickins, *Runic and Heroic Poems of the Old Teutonic Peoples* (Cambr., 1915). Zur Runenkunde: K. Schneider, *Die germanischen Runennamen* (Meisenheim, 1956); R. I. Page, *An Introduction to English Runes* (1973). S. auch S. 19, Anm. 2.

⁷ ASPR VI, 28; S. R. Hall, "Perspective and Wordplay in the Old English Rune Poem", *Neophilologus* 61 (1977), 453–59.

Der *Widsip*⁸ (wörtlich „Weitfahrt“) enthält drei Merkreihen mit uraltem Skopgut. Einzelne Teile dürften aus dem 7. Jahrhundert stammen. Die Rahmeneinkleidung des seine Erlebnisse erzählenden Skop stammt von einem späteren Redaktor. Die erste dieser Merkreihen oder ‘pulas’ (18–34) ist ein Königskatalog. Er beginnt mit Hwala, nach germanischer Götterlehre Stammvater Wodans und damit aller Könige, die auf Wodan zurückgehen. Die Herrscherliste einzelner Völker beginnt mit Attila, dem zur Zeit der mutmaßlichen Entstehung noch lebhaft in der germanischen Erinnerung verhafteten König der Hunnen. Neben Ermanarich steht Becca, König der heute nicht mehr bekannten Baninger. Die Offa und Ingeld erwähnenden Zeilen stammen von einem späteren Bearbeiter.

Die zweite ‘pula’ (57–87) dürfte im Gegensatz zur ersten weniger historisch als literarisch inspiriert sein. Der Sänger zählt Königshöfe auf, die er besucht haben will. Einige mag er aus eigener Anschauung kennengelernt haben, wie z. B. den der Schweden, Gauten und Süddänen, andere kannte er wohl nur aus der Heldensage oder aus dem Orosius.

Die dritte ‘pula’ (112–30) schließlich enthält die Namen gotischer und langobardischer Personen, die Widsip am Hofe Ermanarichs getroffen haben will. Er berichtet über Schätze, die er für seine Vorträge erhielt und über Scilling, mit dem er gemeinsam sang – vielleicht spricht er hier aber auch über seine Harfe.⁹

Die uns heute kaum noch ansprechenden Namenslisten waren damals Poesie. Sie evozierten lebendige Erinnerungen an Preis- und Heldenlieder. Die bloße Nennung bestimmter Namen ließ einen ganzen Akkord höfisch-heldischer Ideale anklingen. Wie sich dem humanistisch Gebildeten bei einem klassischen Wort weite Ausblicke in die antike Welt eröffnen, so dem Germanen bei diesen ‘pulas’, nur unmittelbarer, da es sich nicht um literarische Erinnerungen handelt, sondern um gültige Lebenswerte.

Mit liebendem Verständnis und in dem Bestreben, diese Werte zu bewahren, suchte der spätere Bearbeiter, der ein Kleriker gewesen sein mag, die ‘pulas’ in einen episch-lyrischen Rahmen zu betten. Seine ordnende, gliedernde Leistung ist nicht gering. Jeder der Listen fügt er einen erzählenden Ausblick an: einen über König Offa nach der ersten, über Gunther nach der zweiten, über Witich nach der dritten. Es folgen die autobiographischen Zwischenstücke, und als Vor- und Nachspiel das Sängerglob des Spielmannsrahmens. Widsip sieht sich als idealen germanischen Sänger, der die Erinnerung an die besten Krieger und Helden lebendig erhält.

⁸ ASPR III, 149; vgl. Kommentar in: Widsith: A Study in Old English Heroic Legend, ed. R. W. Chambers (Cambr., 1912; repr. 1965), und Widsith, ed. K. Malone (1936; rev. Copenhagen, 1962).

⁹ Vgl. C. L. Wrenn, “Two Anglo-Saxon Harps”, in: Studies in Old English Literature in Honor of Arthur G. Brodeur, ed. S. B. Greenfield (Eugene, Or., 1963; repr. N. Y., 1973), S. 118–28.

3. Rätsel

Rätsel gehören nach André Jolles¹⁰ zu den „einfachen Formen“ der Dichtung und treten schon auf Frühstufen kultureller Entwicklung in Erscheinung. Mehrere Rätsel tauchen in fast identischer Form in weit auseinanderliegenden Literaturen auf, teilweise ohne erkennbaren genetischen Zusammenhang.

Die altenglischen Rätsel¹¹ gehen zum guten Teil auf lateinische Sammlungen zurück, sind also im Gegensatz zu den Zaubersprüchen Kunstdichtung. Schon bei Aldhelm, Tatwine, Hwætberht, Winfrid und den unter Bedas Namen überlieferten Sammlungen *Flores* und *Joco-seria* war die ursprünglich knappe Form epischer Ausmalung gewichen.¹² Unbekannte angelsächsische Geistliche übernahmen die Gattung in die landessprachliche Dichtung. Die Formprinzipien der germanischen alliterierenden Langzeile sowie der aus geistlicher Epik übernommene Stil (Bogenstil, Variation, Komposita, spielerische Verschlüsselung durch Runen) führten zu breiterer Darstellung; wir haben Rätsel von über 70 Langzeilen.

Mehrere Rätsel scheinen nicht um des Ratens willen geschrieben zu sein. Vielleicht liegt es daran, daß über grundlegende Deutungsfragen bis heute keine Einigkeit erzielt werden konnte. Der volkskundliche Wert des überlieferten Materials wird hingegen allgemein anerkannt. Die Rätsel geben Einblick in Leben, Umwelt, Bräuche und Naturauffassung der Angelsachsen. In sehr viel größerem Maße als bisher erkannt, sind einige Rätsel obszön. Insbesondere aufgrund des gattungsimmanenten Zwangs zum Umschreiben und Andeuten konnten Mehrdeutigkeiten in die Rätsel hineingearbeitet werden. Einige führen den Leser bzw. den Ratenden bewußt in die Irre, indem sie durch Thematik und Vokabular anzügliche Assoziationen vorbereiten, dann aber eine ganz harmlose Lösung folgen lassen (vgl. Rätsel 42).¹³

Die besten Stücke kann man kaum als Rätsel bezeichnen. „Schwan“ und „Wolke“ sind in der Germania einzig dastehende Gedichte voll seelischer Stimmung und Phantasie. Nicht alle haben dieselbe Poesie; dazu sind einige Themen ungeeignet. Dargestellt werden Elementarerscheinungen, Haustiere und wilde Tiere, Geräte des bäuerlichen Betriebes, Krieg, Jagd und Feste,

¹⁰ André Jolles, *Einfache Formen* (Tübingen, 2¹⁹⁵⁸).

¹¹ Ausgaben: M. Trautmann, *Die Altenglischen Rätsel* (Heidelberg, 1915) und *ASPR III; The Riddles of the Exeter Book*, ed. F. Tupper (1910; repr. Darmstadt, 1968); *Old English Riddles*, ed. A. J. Wyatt (1912; repr. N. Y., 1972); *The Old English Riddles of the Exeter Book*, ed. C. Williamson (Chapel Hill, N. C., 1977); Übersetzung: P. F. Baum, *Anglo-Saxon Riddles of the Exeter Book* (Durham, N. C., 1963); neuere Darstellung in: A. Hacıyan, *A Linguistic and Literary Analysis of the Old English Riddles* (Montreal, 1966).

¹² *The Riddles of Aldhelm*, ed. J. H. Pitman (New Haven, 1925); *The Enigmas of Symphosius*, ed. R. T. Ohl (Philad., 1928). – E. von Erhardt-Siebold, *Die lateinischen Rätsel der Angelsachsen* (Heidelberg, 1925).

¹³ Vgl. B. v. Lindheim, „Problems and Limits of Textual Emendation“, in: *Festschrift für Walter Hübner*, edd. D. Riesner u. H. Gneuss (Bln., 1964), S. 3ff.

seltener kirchliche, gelehrte oder abstrakte Dinge. Der Ton ist nur selten erbaulich, häufiger fühlen wir uns an den Witz einer durch Bier und Wein aufgelockerten Männerrunde erinnert.

Daneben aber gibt es Gedichte von höchster lyrischer Zartheit, so z. B. beim Sturmrätsel, das ein Unwetter auf offener See schildert. Stets sind es nach Form und Inhalt späte, dem 9. oder 10. Jahrhundert angehörige Kunsträtsel, die in die höhere Dichtung übergreifen und den alten Satzparallelbau durch Zeilenbrechung verwischen. Sie sind in einer schon gefestigten christlichen Sphäre entstanden und z. T. auf eine klerikale, vielleicht auch höfische Welt abgestimmt.

IV. PREISLIED UND ERZÄHLIED

1. Cædmons Hymnus¹ und religiöse Lyrik

Die älteste Darstellung der Entstehung der altenglischen lyrischen Dichtung aufgrund göttlicher Inspiration ist Bedas Bericht über Cædmon, den Viehhirten, der zum Dichter wurde. Cædmon lebte (im 7. Jahrhundert) in der Klostergemeinschaft Streoneshealh (Whitby), die von der Prinzessin Hild im Jahre 657 gegründet und bis zu ihrem Tode (680) nach iro-schottischer Regel geleitet wurde.

Dieser Cædmon war Viehhirte und hatte sich bis ins hohe Alter nicht mit Dichtung beschäftigt. Wenn beim Umtrunk (im Refektorium oder im Wirtshaus) die Harfe herumging und jeder nach Vermögen ein Lied zum besten gab, stahl er sich fort und begab sich zu seinen Tieren. Eines Tages aber erschien ihm ein engelhaftes Wesen und forderte ihn auf: „Cædmon, sing mir etwas!“ Nach anfänglichem Widerstreben sang der Hirte ein Lied, das er angeblich zuvor nie gehört hatte. Fortan dichtete er religiöse Lieder, die die Mönche nach seinem Diktat niederschrieben. Hier ist der Ausgangspunkt der religiösen Buchlyrik.

Daß Cædmon Lieder dieser Art zuvor niemals gehört hatte, ist mehr als unwahrscheinlich. Er übernahm die Form des weltlichen Preisliedes, insbesondere den formelhaften Stil der mündlich überlieferten Dichtung. Für jede seiner Wendungen können Parallelen im altenglischen Textkorpus nachgewiesen werden. Ähnlich dichteten an den germanischen Höfen die Sänger, wie es eine Priskosstelle für den Hof Attilas und Jordanes für den Gotenhof des 6. Jahrhunderts bezeugt. Hier wurden Lieder vorgetragen, in denen die kriegesischen Taten und die Freigebigkeit eines Gönners im schildernden und preisenden Stil der Verschronik und des Hymnus verherrlicht wurden.

¹ ASPR VI, 105; *Three Northumbrian Poems*, ed. A. H. Smith (1933, ²1968) [Methuen's Old English Library]. Vgl. F. P. Magoun, Jr., „Bede's Story of Caedman: The Case History of an Anglo-Saxon Oral Singer“, *Speculum* 30 (1955), 49–63.

Ähnliche Berichte finden sich auch im Beowulf. So veranlaßt der König nach dem Sieg des Helden über ein Ungeheuer, daß ein Loblied auf Beowulf improvisiert wird. Worte, Wortverbindungen und übergreifende Strukturen wurden dabei auf formelhafte Weise verwendet.

Das im freien Zeilenstil geschriebene Cædmon-Bruchstück enthält strophenähnliche Gruppierungen von zusammengehörigen Zeilen. Z. 1-4 preisen den Schöpfer aller Dinge, 5-6 berichten über die Erschaffung des Himmels, 7-9 über die Erschaffung der Erde. Mit der Form übernahm Cædmon die Stilmittel der weltlichen Dichtung, vor allem die Variation und Wiederholung desselben Begriffs in veränderter Gestalt. Der Begriff „Gott“ z. B. wird in den neun Zeilen des Gedichtes achtmal in formelhaften Wendungen paraphrasiert.²

Da das für geistliche Zwecke bisher nicht verwendete angelsächsische Sprachgut eine heidnische Bezugswelt in sich barg, waren Umprägungen und Übertragungen nötig. Ein Wort wie 'wuldurfadur', in dem ursprünglich die Vorstellung des Himmelsgottes steckte, wurde umgedeutet zu dem Begriffsinhalt 'pater gloriae', während 'middungeard' einfach übernommen werden konnte. Bildungen wie 'hefaenricaes ward' tragen zwar christliches Gewand, doch schimmern germanische Vorstellungen durch, die auch mittels christlicher Epitheta nicht ganz getilgt werden konnten. Dieses christlich-heidnische Nebeneinander wird erst allmählich überwunden.

Wie fruchtbar Cædmons Anregung wirkte, beweist der zumindest in der Urfassung aus derselben Zeit stammende *Lobgesang der drei Jünglinge im Feuerofen*. Dieses Lied ist einmal überliefert als der alte Kern des *Danielepos* (362-408) und ein zweites Mal in erweiterter Form im *Azarias* (73-161), also beide Male episch eingerahmt. Ursprünglich aber war das zu liturgischen Zwecken aus dem Breviarium Romanum übertragene Lied nach Schückings Meinung selbständig. Es handelt sich um ein Preislied nach Art des Cædmon-Hymnus und ist wie dieser in Gruppen oder Sinneinheiten aufgeteilt, zeigt jedoch, von der Vorlage gestützt, eine stärkere Verchristlichung auch im Wortschatz.³

Ein weiteres Beispiel für das Nachleben der volkssprachigen hymnischen Tradition sind die unter dem Namen *Christ I* oder *Advent Lyrics*⁴ bekannt gewordenen Gedichte. Diese zwölf, jeweils mit 'eala' beginnenden Hymnen oder Preislieder haben Geburt und Menschwerdung Christi zum Gegenstand. Sie wurden früher als erster Teil einer größeren, Cynewulf zugeschriebenen epischen Dichtung aufgefaßt. Es handelt sich um Variationen über die sog. Adventsantiphone des Gottesdienstes, Lobpreisungen Christi, Marias und der Dreifaltigkeit, wobei auch das älteste Beispiel dramatischen Dialogs, eine auf-

² P. Gradon, *Form and Style in Early English Literature* (1971), S. 154-56.

³ ASPR I, 121-22, und III, 90-93. Vgl. Kommentar in: *Daniel and Azarias*, ed. R. T. Farrell (1974).

⁴ ASPR III, 1-15; *The Advent Lyrics of the Exeter Book*, ed. J. J. Campbell (Princeton, 1959).- R. B. Burlin, *The Old English Advent: A Typological Commentary* (New Haven, 1968).

klärende Wechselrede Josephs und Marias, eingefügt ist. Der stark zum Ausdruck kommende dogmatische Symbolismus weist auf späte Entstehungszeit, etwa 100 Jahre nach Cædmon.

Weitere Beispiele für religiöse Hymnik finden sich verstreut über die altenglische Dichtung, zum Teil eingebettet in größere Zusammenhänge. Zu nennen ist etwa das lyrische Loblied auf das heilige Kreuz (s. S. 50). Insbesondere die benediktinische Reform des 9. Jahrhunderts führte zu einer Neubelebung der Hymnologie und damit zur Neuschaffung zahlreicher geistlicher Hymnen. Dieser Impetus setzte sich bis in die spätaltenglische Zeit fort. Beispiele sind u. a. die sog. *Kentish Hymn*, die metrische Übersetzung der Psalmen und die Bearbeitungen der Metren des Boethius, die kentische Version des 50. Psalms, sowie die in größere Gedichte eingebetteten Hymnen, z. B. *Order of the World*.⁵

2. Die Elegien⁶

Die mit Abstand bedeutendste lyrische Gattung der altenglischen Dichtung ist die Elegie. Dieser Seitenzweig des höfischen Preisliedes ist nur in der altenglischen Literatur vertreten. Die formgeschichtlichen Voraussetzungen des Genre lassen sich nicht aufklären; es ist sogar unklar, ob wir überhaupt einen spezifischen Genre-Begriff „Elegie“ ansetzen dürfen. Gemeinhin werden Gedichte wie „Wanderer“, „Seefahrer“, „Reimlied“, „Klage der Frau“, „Botschaft des Gemahls“, „Ruine“ unter diesem Oberbegriff subsumiert. Sieper nahm an, daß der Elegie ein heidnisches, zum Bestattungsritual gehöriges Trauerlied zugrunde liegt (wie etwa im Beowulf, V. 2247–66 belegt). Andere Kritiker glaubten, daß die meisten Elegien zusammengehören, etwa als Teile einer Heldensage oder eines Sagenzyklus. Das sind aber unbeweisbare Vermutungen, da uns von den Frühstufen nichts erhalten ist und die überlieferten Elegien Spätwerke sind. Sie gehören etwa in die Zeit zwischen Cædmon und Alfred, nach Schücking sogar in das 10. Jahrhundert.

Auch der Inhalt der Elegien gibt Rätsel auf. Die persönlich geprägten Naturschilderungen und die dadurch ausgelösten grüblerischen, schwermütigen Stimmungen haben nicht ihresgleichen in der übrigen germanischen Dichtung, wohl deshalb, weil dort nicht wie in England eine Verschmelzung christlich-antiker und heidnisch-germanischer Kultur stattfand. Die an sich der germanischen Welt fremden, verfeinerten Seelenschwingungen und die zarte Leidenschaftlichkeit, die an keltisch-irisches Schrifttum erinnern, setzen kirchliche Erziehung voraus und konnten nur im englischen geistlichen Schrift-

⁵ Vgl. H. Gneuss, *Hymnar und Hymnen im englischen Mittelalter* (Tübingen, 1968).

⁶ *Altenglische Lyrik, Englisch und Deutsch*, edd. R. Breuer u. R. Schöwerling (Stuttgart, 1972). – E. Sieper, *Die altenglische Elegie* (Straßburg, 1915). Zur neueren Forschung und Begriffsbestimmung vgl. *Epochen der englischen Lyrik*, ed. K. H. Göller (Düsseldorf, 1970), S. 14–29, und S. B. Greenfield in: *Stanley, Continuations and Beginnings*, S. 142–75.

tum Ausdruck finden, das auch antike Vorbilder wie Ovids Heroiden und Vergils Eklogen im landessprachigen Dichten zu verwerten wußte.

Bei fast allen „Elegie“ genannten Gedichten ist diskutiert worden, ob sie zur Gattung gehören. *Deors Klage*⁷ z. B. steht ganz vereinzelt im Korpus der altenglischen Dichtung. Es handelt sich um ein elegisches Selbstgespräch des Deor genannten Skop der Heodeninge, der durch einen anderen Sänger namens Heorrenda aus seiner Stellung verdrängt wurde. Er vergegenwärtigt sich das Unglück berühmter Gestalten aus der Heldensage und findet Trost in dem Gedanken, daß deren Leid vorüberging. Jede Strophe endet mit dem Kehrreim: Jenes (Leid) ging vorbei, so mag auch dieses (mein Leid) vorübergehen.

Der *Wanderer*⁸ ist eines der bedeutendsten Gedichte der altenglischen Zeit. Aufgrund der schillernden Verbindung von Heidnischem und Christlichem und der für die altenglische Dichtung charakteristischen Tendenz, bei Gefühlsdarstellung von der ersten Person in distanzierende Vergleiche und typisierende Schilderungen überzugehen, hat das Gedicht sehr unterschiedliche Deutungen erfahren. Während man im vorigen Jahrhundert die Einheitlichkeit des Werks bestritt und es z. T. sogar von christlichen „Interpolationen“ zu purgieren suchte, hat man in den letzten Jahrzehnten seine künstlerische Geschlossenheit allgemein anerkannt. Einzelne Kritiker nehmen zwar immer noch verschiedene Sprecher an; die Mehrheit aber sieht heute in dem Gedicht (oder wenigstens in dem Hauptteil, V. 6–111) einen durchgängigen Monolog.⁹

Nach den Versen 1–5, die das Thema anschlagen, bewegt sich die Rede des Wanderers von seinem persönlichen Geschick, nämlich der Vereinsamung und Heimatlosigkeit durch den Verlust des Gefolgsherrn und der Freunde (V. 6–57), zu einer allgemeinen Erörterung über Mensch und Welt, in deren Zentrum die Vergänglichkeit steht (V. 58–111). Die Dichtung endet in der weisen Abgeklärtheit christlichen Gottvertrauens.

Der *Wanderer* bezieht seine starke Faszination nicht zuletzt aus der herben Bildlichkeit seiner traditionellen Themen und Motive, von denen vor allem das Exil- und Ruinenthema sowie das ‘ubi-sunt’-Motiv zu nennen sind. So gipfelt beispielsweise im ersten Teil die verhalten trauernde Rückschau auf eine idealische Vergangenheit in dem scharfen Kontrast zwischen dem Traumbild aus der Zeit, da der Unglückliche seinen Herrn umarmen und ihm Hände und Haupt auf die Knie legen durfte, und dem trostlosen Anblick, der sich ihm beim Erwachen bietet: fahlgrün rollen die Wogen, badende Seevögel breiten ihr Gefieder aus, Schnee und Hagel fallen vermengt hernieder (V. 37–48).

⁷ ASPR III, 178; ed. K. Malone (41966) [Methuen's Old English Library] (rev. edn. Exeter, 1977).

⁸ ASPR III, 134; *The Wanderer*, edd. T. P. Dunning and A. J. Bliss (1969).

⁹ Vgl. W. Erzgräber, „Der Wanderer: Eine Interpretation von Aufbau und Gehalt“, in: Festschrift zum 75. Geburtstag von Theodor Spira (Heidelberg, 1961), S. 57–85.

Bei dem thematisch verwandten *Seefahrer*¹⁰ nahm die literarische Bewertung einen ähnlichen Verlauf. Man sah das Gedicht früher ebenfalls als uneinheitlich an und vermutete in seinem ersten Teil den Dialog eines alten und eines jungen Seemanns. Der alte spreche (1–33a) von seinen Erfahrungen auf stürmischer See, der junge äußere (33b–64a) trotzdem die Sehnsucht nach dem weiten Meer. Nach dieser Gegenüberstellung eines winterlichen und sommerlichen Stimmungsbildes sei das Thema abgeschlossen, und ein Homilet habe einen monologischen Teil über die Vergänglichkeit und die entsprechende Lebensgestaltung angestückt. Die neuere Forschung verfißt die Einheit des Gedichts, lehnt überwiegend die Dialogtheorie ab und bemüht sich besonders um den allegorischen bzw. symbolischen Gehalt. Das Bild der Seefahrt wurde seit der Patristik oft allegorisch gebraucht und gedeutet, und zahlreiche Formulierungen, die bei der erneuten Hinwendung zur See (V. 33b f.) Verwendung finden, haben religiöse Konnotationen. Man vertritt deshalb heute überwiegend die Ansicht, den Sprecher dränge es aus asketischen Motiven wieder weg vom bequemen Landleben, hinaus auf eine entbehrungsreiche 'peregrinatio pro amore Dei'. Andere Kritiker verstehen das Bild der Seefahrt als allegorische Darstellung des Menschenlebens mit seinen Beschwernissen, als Reise über das Meer der Welt hin zum himmlischen Jerusalem. Eine einheitliche allegorische Entsprechung wird aber nicht durchgehalten; die Wirkung des Gedichts beruht vielmehr auf dem Assoziationsreichtum der Bilder. Die lyrischen Schönheiten des Gedichts, insbesondere die stimmungsvolle Beschreibung des winterlichen Meeres sowie die Verherrlichung der Standhaftigkeit, gehören zu den Höhepunkten der altenglischen Dichtung.

Klage der Frau und *Botschaft des Gemahls*¹¹ sind Liebesgedichte, nehmen damit in germanischer Dichtung eine Sonderstellung ein. Zur Erklärung der „Klage der Frau“ hat man eine Sagensituation aus der Crescentiasage herangezogen. Die Sprecherin ist eine Frau. Sie beklagt ihr elendes Leben in der Einsamkeit des Waldes nach dem Weggang des Geliebten oder des Herrn. Da sie wegen der Liebschaft von der eigenen Sippe verstoßen wurde, will sie ihn auffinden. Ihr Suchen aber ist vergeblich, denn er weilt jenseits des Meeres. Gleich wie die Situation zu deuten ist, die wehmütige Innigkeit, mit der diese verhärmte Frau spricht, die Schilderung der Einsamkeit der Natur und der ergreifend in der Klage abbrechende Schluß lassen sonst kaum gehörte Akkorde germanischen Empfindungslebens aufklingen. Die „Botschaft des Gemahls“ hingegen ist im Ton versöhnlicher, fast optimistisch. Sie berichtet von einem verbannten Fürsten, der seine Frau auffordert, ihm in die neue Heimat zu folgen. Es spricht hier der Brief oder der Runenstab, der sich in Rätselart selbst einführt. Nach Schücking ist diese Elegie gegenüber dem dramatischen Ausdruck seelischer Krisen in den Frauenklagen der versöhnliche Ausklang eines fünften Aktes, vermittelt eine Stimmung überwundener Leiden und froher Zuversicht.

¹⁰ ASPR III, 143; *The Seafarer*, ed. I. L. Gordon (1960).

¹¹ ASPR III, 210 und 225; *Three Old English Elegies*, ed. R. F. Leslie (Manchester, 1961, 21966) [enthält *Wife's Lament*, *Husband's Message* und *Ruin*].

Auch *Wulf und Eadwacer*¹² ist ein Frauenmonolog. Die Interpretation bereitet allerdings Schwierigkeiten. Wegen seiner Dunkelheit haben zahlreiche Kritiker das Gedicht für ein Rätsel gehalten. Andere vermuten, daß der heute nicht mehr bekannte sagengeschichtliche Hintergrund Ursache der Verständnisschwierigkeiten ist. Jedenfalls spricht eine Frau über die Gefühle ihres Herzens. Sie wohnt mit ihrem Gemahl Eadwacer auf einer Insel. Weit von ihr entfernt haust auf einer anderen Insel, die von Sümpfen umgeben ist, ihr Geliebter Wulf. Der antithetischen Gegenüberstellung entspricht die starke emotionale Spannung des Gedichts. Überall ist von Gegensätzen die Rede, so z. B. von Freud und Leid der Vergangenheit. Die Sprecherin liebt nicht den ihr angetrauten Eadwacer, sondern einen Mann mit dem sprechenden Namen Wulf, der in den Wäldern wohnt und weit über das Land schweift. Dem entspricht die lyrische Situation der Sprecherin: bei regnerischem Wetter sitzt sie weinend da und wartet auf Wulf. Höhepunkt des Gedichtes ist des Mädchens Aufschrei aus gequältem Herzen: „Wulf, mein Wulf, die Sehnsucht nach dir macht mich krank.“

Die drei späten, im 10. Jahrhundert anzusetzenden Elegien haben eine weltentsagende Haltung. Bei der *Klage* oder dem *Gebet eines Vertriebenen*¹³ kann man von klösterlicher Atmosphäre sprechen. Anfang und Schluß sind ein demütiges Beten zu Gott, wobei sich die kirchlichen Stilmittel der Psalmen vordrängen. Nur das Mittelstück (von Zeile 77 bis gegen Schluß) mit der Schilderung des Herzenskranken gemahnt noch an Naturbilder und Seelenstimmungen des Wanderers oder des Seefahrers.

Auch im *Reimlied*¹⁴ stehen starke Kontraste einander gegenüber. Wesentlicher Inhalt des Gedichtes ist die Vergleichung des Einst mit dem Jetzt. Ein älterer Mann erinnert sich in Armut und Not des Reichtums der Vergangenheit. Die beiden Zeitblöcke werden aber nicht, wie in Wanderer und Seefahrer, ineinander geschachtelt, sondern schroff gegenübergestellt. Das elegische Element besteht aus verhalten trauernder Rückschau. Im Reimlied folgt allerdings auf die traurige Gegenwart die Darstellung der Glückseligkeit des Himmels. Entweder ist das Gedicht daher eine Verfallsform der eigentlichen Elegie oder eine frühe hybride Stufe. Die Darstellung des Jenseits wirkt wie ein Anhängsel, war aber wohl von vornherein geplant, da das Gedicht völlig symmetrisch aufgebaut ist.

Auch das Gedicht über die *Ruine*¹⁵ hat eine durchaus eigene Note. Hier tritt die subjektive Empfindung zurück gegenüber der Beschreibung der verfallenden römischen Thermen in Bath. Der allgemeine Überblick wird un-

¹² ASPR III, 179.

¹³ ASPR III, 215 (auch 'Resignation' genannt).

¹⁴ *ibid.*, III, 166. Vgl. R. P. Lehmann, "The Old English Rhyming Poem: Interpretation, Text, and Translation", JEGP 66 (1970), 437-449; O. D. Macrae-Gibson, "The Literary Structure of the Riming Poem", NM 74 (1973), 62-84.

¹⁵ ASPR III, 227; ed. R. F. Leslie, s. S. 34, Anm. 11.- Vgl. G. W. Dunleavy, "A 'De Excidio' in the Old English Ruin?", PQ 38 (1959), 112-18; D. G. Calder, "Setting and Mode in The Seafarer and The Wanderer", NM 72 (1971), 264-75.

terbrochen durch die Darstellung von Einzelheiten, die ebenfalls wie die Ruine als Ganzes von der Vergänglichkeit aller menschlichen Werke künden. Solche anschaulichen Einzelschilderungen stellen etwas Neues dar in der angelsächsischen Dichtung. Der Dichter läßt sich von den Ruinen zur Rekonstruktion der großen Vergangenheit des Ortes Bath inspirieren. Das von ihm entworfene Bild ist gänzlich germanisch; der in der Ruine geschilderte Typus des Kriegers gehört in die heroische Epoche. Das Gedicht verwirklicht besonders rein und nachvollziehbar das elegische Element, das in den anderen Gedichten des Genre nur als Beimischung erkennbar ist.

3. Germanisches Heldenlied und Erzähllied

Von der einst reich vertretenen Gattung des Sagen- oder Erzählliedes, das Götter- oder Heldensagen¹⁶ zum Inhalt hatte, ist im Altenglischen nur ein Bruchstück erhalten, das *Finnsburgh-Lied*.¹⁷ Durch Zuhilfenahme der Finnsburgh-Episode im Beowulf (1063–1160)¹⁸ kann es notdürftig, allerdings nicht widerspruchsfrei, ergänzt werden. Die folgende Zusammenfassung des wesentlichen Inhalts fußt auf der Rekonstruktion von H. Schneider, bleibt aber eine umstrittene Vereinfachung, da das erhaltene Fragment nur schwer mit der entsprechenden Beowulf-Stelle zu vereinbaren ist und einige Inkonsistenzen stehen bleiben.

Hnaef mit seinem Gefolge, darunter Hengist, besucht den Friesenkönig und wird in der Finnsburg untergebracht. Ein verdächtiger Vorfall hat die Gäste unruhig gemacht, und Hnaef befiehlt, die Tore zu besetzen. Schon nahen die friesischen Angreifer. Finns Sohn, den seine Krieger vergebens vom Kampf fernzuhalten suchen, fällt als erster. In dem fünftägigen Kampf wird die heldenhaft verteidigte Halle jedoch nicht erstürmt. Finn wird vom Geschehenen unterrichtet, er muß nun dem Gesetz der Blutrache folgen und in den Kampf eingreifen. Der Hallenverteidiger Hnaef fällt, und nach beiderseitigen schweren Verlusten schließen die geschwächten Parteien einen Vertrag, wonach die Dänen bis zum Frühjahr unangefochten in friesischen Landen verweilen dürfen. Hengist wird als Nachfolger des im Kampf gefallenen Hnaef zum Anführer der Dänen gemacht. Um den Rest der Seinen zu retten, muß er sich mit Finn versöhnen, obwohl dieser seinen Herrn Hnaef erschlug. Der Friedensschluß setzt ihn in einen Zwiespalt zwischen Mannentreue und Eidtreue. Er ist eine tragische Figur wie Hildburg, die bei der Totenfeier ihren dänischen Bruder Hnaef wie ihren friesischen Sohn Garulf betrauert. Als Hengist kurz vor der Abreise in unterdrückten Rachegeanken

¹⁶ H. Schneider, *Germanische Heldensage* (Bln., 1934); M. Bowra, *Heroic Poetry* (1952); W. Haug, "Andreas Heuslers Heldensagenmodell: Prämissen, Kritik und Gegenentwurf", *ZfdA* 104 (1975), 273–92.

¹⁷ ASPR VI, 3; *Finnsburgh: Fragment and Episode*, ed. D. K. Fry (1974) [Methuen's Old English Library, Ausgabe und Kommentar].

¹⁸ R. A. Williams, *The Finn Episode in Beowulf* (Cambr., 1924).

dasitzt, legt ihm einer seiner Genossen das Schwert des getöteten Hnaef in den Schoß. Da eilt er in den Königsbau und erschlägt Finn. Im aufflammenden Kampf unterliegen die Friesen, und auf beutebeladenen Schiffen führen die Dänen Hildburg nach Hause.

Die Helden- und Völkernamen sind nicht ohne Gewaltsamkeiten zu deuten; offenbar hat der angelsächsische Skop mit den Eigennamen recht willkürlich geschaltet. Die Schilderung des Konflikts und seiner Zuspitzung ist jedoch meisterhaft. Die knappe Darstellung, die insgesamt kaum länger als 200 Zeilen gewesen sein mag und dem Vortrag entsprechend in freiem Zeilenstil gehalten ist, stellt das Heldische als das menschlich Vorbildliche heraus. Die Menschen sind daher im Vergleich zum Epos zum Typus vereinfacht. Der epische Bericht bleibt durch den von Höhepunkt zu Höhepunkt eilenden „sprunghaften Stil“ im Halbdunkel. Kurze entscheidende Worte irtren an die Stelle der im Epos vorherrschenden Reden. Die einheitliche Stimmung dieses straff umrissenen Heldenliedes sicherte ihm die dauerhafte Wirkung. Was wir als Sagen überliefert haben, ist im Heldenlied entstanden.

Auch die altenglischen Geistlichen liebten diese weltlichen Lieder. Es ist möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich, daß der Beowulf-Dichter den Inhalt vieler solcher Lieder gekannt hat, die uns verloren sind. Noch die Annalen schreibenden Mönche des 10. Jhs. begeisterten sich für Lieder dieser Art so sehr, daß sie Nachbildungen in ihre Chroniken einfügten. Nur sind das nicht mehr zeitlose Sagenlieder, sondern in unsanglichem Bogenstil geschriebene heroische Gedichte. Das Lied von *Byrhtnoth*¹⁹ bewahrt am meisten von dem trotzigen, alten Ton des germanischen Heldenliedes. Es handelt sich um die Geschichte der verlorenen Schlacht bei Maldon, in der Byrhtnoth, der Führer der Ostsachsen, den Tod fand (991). Das Gedicht ist ein letzter, schon sentimentalischer Nachklang des Gefolgschaftswesens. Der Fürst kämpft für seine Mannen, diese rafften sich nach kurzer, durch seinen Tod verursachter Verwirrung auf, um dem gefallenem Herrn die Treue zu halten. Es herrscht noch wie in der alten heldischen Dichtung der Geist unbezähmbaren Widerstandes. Das Schicksal herausfordernd, räumt Byrhtnoth großmütig den Feinden einen Vorteil ein. Grimmiger Humor paart sich mit hochgespannter Tragik. Auch in der Sprunghaftigkeit zeigen sich Reminiszenzen an den alten rhapsodischen Stil. Neu, aber die dichterische Wirkung nicht vermindernnd, ist die Einfügung grauer Landschaftsbilder sowie ritterlicher Züge. Die Stabreimtechnik verbindet sich andeutungsweise bereits mit dem Endreim.

Ähnlich kriegerisch ist das Gedicht über Aethelstans Sieg bei *Brunanburh* (937).²⁰ Es handelt sich dabei um das künstlerisch bedeutendste von fünf Chronikgedichten, die zum Kampf gegen die Dänen begeistern wollen. Wir

¹⁹ ASPR VI, 7 (meist 'Battle of Maldon' genannt); Kommentar in: The Battle of Maldon, ed. E. V. Gordon (1937, ²1976) [mit bibliographischem Supplement von D. G. Scragg]. Übersetzung H. Koziol (Wien, 1960). – H. Gneuss, Die 'Battle of Maldon' als historisches und literarisches Zeugnis (München, 1976) [Bayerische Akademie der Wissenschaften: Sitzungsberichte].

²⁰ ASPR VI, 16; Kommentar in: The Battle of Brunanburh, ed. A. Campbell (1938).

sind hier dem Heldenlied aber schon ferner; durch die glänzende altertümliche Rhetorik scheint der prosaische Annalenbericht durch, dramatische Rede von der Art des Finnsburgh-Liedes wäre undenkbar. Dennoch geht von diesem Epigonenwerk eine starke Wirkung aus, Zeugnis für die inhaltliche und formale Größe germanischer Sagendichtung.

V. EPOS

1. Religiöse Epik der Cædmonschule

Drei der uns überlieferten biblischen Epen – *Genesis*,¹ *Exodus*² und *Daniel*³ – sind im Junius-Manuskript erhalten und werden traditionsgemäß Cædmon zugeschrieben. Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, daß dieser selbst der Autor war. Die genannten Werke entstammten wohl eher der von ihm begründeten Schule. Es handelt sich um Geistlichenepik mit durchaus ungermanischen Ahnen, vor allem Vergil und Juvenecus. Beda berichtet, daß Cædmon der Schöpfer dieser Epik sei; er habe in englischen Versen die Erschaffung der Welt, die ganze Genesis, den Auszug aus Ägypten, die Fleischwerdung, Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Christi sowie die Ausgießung des Heiligen Geistes und die Lehre der Apostel dargestellt (Hist. Eccles. IV, 24).

Das Zusammenfließen der Kulturen zeitigt ein einzigartiges Ergebnis: die unter christlichem Ausblick vollzogene Verschmelzung der gegensätzlichen germanischen und antiken Welt. Gott und Christus tragen Züge eines germanischen Helden; Kampfszenen und Dialoge beherrschen die Darstellung. Auffallend ist die neue Kraft des Ausdrucks. Die Geistlichenepik zeigt eine ihr gemäße Weiterentwicklung der als Muster dienenden germanischen Sprach- und Versform. Auftakt und Schwellvers runden und lockern die strafte Liedform, und der in immer neu ansetzender Variation über den Versabschnitt hinausgreifende Bogenstil legt die Grundlage für einen neuen epischen Deklamationsvers.

Erstmals, wenn auch noch zurückhaltend, ist das der Fall in der älteren oder *Cædmon-Genesis*, die den biblischen Bericht (Vulgata I-XXII, 13) in ehrerbietiger Treue, wenn auch mit einigen theologischen Zutaten dichterisch

¹ ASPR I, 1–87; Genesis A (ältere), ed. F. Holthausen (Heidelberg, 1914); Genesis B (jüngere), ed. F. Klaeber (Heidelberg, 1913); The Later Genesis, ed. B. J. Timmer (Oxf., 1948, ²1954). – Engl. Übers. mit den Bildern des MS.: C. W. Kennedy, The Caedmon Poems (1916; repr. Gloucester, Mass., 1965) [enthaltend Genesis, Exodus, Daniel, Christ und Satan].

² ASPR I, 89–107; Exodus and Daniel, ed. F. A. Blackburn (1907; repr. 1972); ed. E. B. Irving (New Haven, 1953; repr. 1970); ed. P. J. Lucas (1977).

³ ASPR I, 109–132; ed. Blackburn, s. Anm. 2; Die altenglischen Texte Daniel und Azarias, ed. W. Schmidt, Bonner Beiträge 23 (1907), 1–84; ed. R. T. Farrell (1974) [Methuen's Old English Library].

umschreibt. Es fehlt jedoch meist die seelische Vertiefung wie auch eine germanischem Geiste gemäße Umprägung, so z. B. bei der Darstellung von Isaaks Opferung. Aber bei den Natur- und Schlachtbildern, der Sintflut, dem Engelsturz und der Schilderung von Abrahams Kämpfen entzündet sich die Phantasie des Dichters, und seine große, eindringliche Schilderung erinnert an Heldenlied und Elegie. Der schönste Teil der Genesisdichtung (235–851), die Erzählung von Adams und Evas Glück und der Monolog Satans, ist allerdings (nach Sievers genialer, durch einen Manuskriptfund nachträglich bestätigter Vermutung) ein späteres Einschießel, eine ziemlich wortgetreue Übersetzung eines altsächsischen Originals der Heliandschule (etwa 10. Jahrhundert) und gehört also nur sprachlich zur englischen Literatur.

Als nächste Entwicklungsstufe ist der *Daniel* zu nennen. Zu dem beim Preislied besprochenen Lobgesang tritt nach Schücking ein epischer Vorbericht hinzu (zusammen *Daniel B* genannt, 280–409), und dies so entstandene kleine Epos ist seinerseits, ähnlich wie es bei der Genesis der Fall war, in die größere Daniieldichtung (*Daniel A*, 1–279, 410–765) eingefügt worden. Die der Septuaginta eng folgende Erzählung betont Nabuchodonosors Überhebung und Balthasars Tempelberaubung, um die weltliche Macht zur Achtung vor Kirche und Geistlichkeit zu ermahnen. Andererseits berichtet die breite Einleitung, der Heldensang-Tradition gemäß, vom glücklichen Leben der Mosesgeschlechter, von Kriegstaten und von der Zerstörung der hebräischen Schatzburgen. Dadurch und durch die mehr prophetische als heldische Mittelfigur und die kunstvolle Verwendung angelsächsischer Rhetorik erreicht diese Dichtung eine geschlossenere Wirkung als die ins Buchmäßige verbreiterte Genesis. Eine spätere Version desselben Stoffes befindet sich im Exeterbuch unter dem Namen *Azarias*.

Das abschließende Stück und die Krone dieser biblischen Epik bildet der wohl ins 9. Jahrhundert gehörige *Exodus*, der gegenüber dem sachlichen Vortrag der Genesis eine vieltönige Symphonie darstellt, auffällig schon äußerlich durch die Ausweitung der 35 Bibelverse über den Auszug der Israeliten aus Ägypten auf 600 Langzeilen. Allerdings ist neben der Bibel noch ein lateinisches Gedicht von Avitus 'De transitu maris rubri' als Quelle zu nennen, wie überhaupt der gelehrte Dichter ausgedehnte Kenntnis von Bibelkommentaren und mittellateinischer Literatur, insbesondere Sedulius, verrät. Schücking betont, daß hier weniger eine Paraphrase vorliegt, als eine freie anverwandelte Umprägung der Quellen: Moses, der Held und ideale Gefolgsherr, steht handelnd im Mittelpunkt des epischen Geschehens. Mit dramatischen Reden wird er eingeführt, und mit einem Ausblick auf Biergelage und Teilung der Beute bricht das Fragment ab.

Kampfatmosphäre und germanische Gesinnung erinnern mehr an das Heldenlied als an die Bibel, aber der Stil ist weit entfernt von der Knappheit des Lieds. Bewußt anspruchsvolle Wortkunst mit kühnen Neuprägungen sucht jedem Gedanken neue Ausdruckskraft zu verleihen, leidenschaftliche Phantasie treibt den dithyrambischen Stil zu lebhafter Bewegung, eine auf die Spitze getriebene Metaphorik sucht das Rätselhafte, Dunkle, Pathetische wir-

kungsvoll zu umschreiben. Schücking weist darauf hin, daß niemand ohne Hilfe der Bibel feststellen könne, was eigentlich den Kindern Israels in der Wüste vorangezogen ist, denn der Dichter umschreibt es als Lufthelm, Gebälk, heiliges Netz, des Tagschildes Schatten, Segel, Feldhaus, Himmelszeichen, Nachtwart, Fahne, Stamm, Wegweiser. In dieser Richtung war eine weitere periphrastische Steigerung unmöglich.

Die Entwicklung geht vielmehr in Bahnen, die das religiöse Preislied schon zeigte: neben den Helden treten die geprüften Heiligen immer mehr in den Vordergrund, neben den Kampfestaten die himmlischen Wunder, neben den sinnfälligen Vorgängen die seelischen Begleiterscheinungen. Desgleichen weicht im Aufbau die freiere Form traditionellen Bauprinzipien, die aus lateinischen Quellenwerken übernommen werden. In der Metrik tritt neben die verblassende Stabreimkunst ein neues, in der Richtung zum Reimvers drängendes, metrisches Gefühl, das einen von der kirchlichen Dichtung beeinflussten regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung bevorzugt (z. B. *Phoenix*). Entsprechend übernimmt die Rhetorik anstelle der erregenden Ausrufe und Fragen die lateinischen Stilmittel der Anapher, der Parallele und die Wiederholung altgeprägter Zusammensetzungen.

Dies wird besonders deutlich bei dem vierten im MS. Junius erhaltenen Gedicht *Christ und Satan*.⁴ Es ist zwar fraglich, ob dieses Gedicht noch zur Cædmonschule gerechnet werden kann; es behandelt aber teilweise ein ähnliches Thema wie Genesis, nämlich das Schicksal des gefallenen Engels Luzifer, Christi Höllenfahrt, Auferstehung und Himmelfahrt sowie die Versuchung in der Wüste.

Die auf das Nikodemus-Evangelium zurückgehende Höllenfahrt war germanischen Dichtern insofern kongenial, als sie hier von der Gefolgschaftsidee reichlich Gebrauch machen konnten. In *Christ und Satan* allerdings tritt der epische Charakter bereits zurück. Rhetorik und Predigtton überlagern das Lyrische und schaffen Distanz. Lediglich das Versuchungsbruchstück zeigt noch Wärme und Farbigkeit. Aufgrund der lebendigen Figurengestaltung des Teufels hat man vermutet, daß Milton, der mit Junius bekannt war, das altenglische Gedicht für sein *Paradise Lost* benutzte. Heute gilt dies jedoch als unwahrscheinlich.

Die Entwicklung vom Stabreim zum Reimvers wird besonders deutlich in der Kunst der epischen Legendenerzählung Cynewulfs, zu der das späte, aber ursprüngliche Züge bewahrende Judith-Epos den Übergang bildet.

⁴ ASPR I, 133-158; ed. M. D. Clubb (New Haven, 1925) [maßgebliche Ausg.].

2. Die weltliche Epik

Die an religiösen Stoffen bereits erprobte epische Kunst fand im 8. Jahrhundert Anwendung auf weltlich-heroische Lieder und Gegenstände. Etwa 730 entstand das *Beowulfepos*,⁵ von den Waltherbruchstücken abgesehen das einzige westgermanische Epos. Der Verfasser, in dem man wohl einen Geistlichen vermuten darf, lebte wahrscheinlich am Hofe des merzischen Königs. Aus dem Text des Epos können wir entnehmen, daß der Autor eine umfassende humanistische Bildung mit glühender Liebe für germanische Heldenlieder verband. Er kannte den Skjöldungenstammbaum ebenso wie die geschichtlichen Fakten des Hygelaceinfalls – die Frankenschlacht an der Rheinmündung, über die Gregor von Tours († 594) berichtet.

Man nimmt heute an, daß im *Beowulf* dichterisch sublimierte Geschichte enthalten ist. Die Entdeckung einer angelsächsischen Schiffsbestattung in Sutton Hoo (Suffolk) ließ *Beowulf*-Stellen, die bis dahin als poetische Erfindung oder als maßlose Übertreibung angesehen worden waren, in neuem Licht sehen, nämlich als Teil einer historischen Wirklichkeit, deren Kenntnis jahrhundertlang verloren war. Besonders beweiskräftig war in dieser Hinsicht die Parallele von Sutton Hoo zur Schilderung des Schiffsbegräbnisses Scylds im *Beowulf*, die bis dahin als frei erfunden gegolten hatte.

Noch bedeutsamer für die Interpretation des Epos aber sind die Grabbeigaben, die sich heute im Britischen Museum befinden. Die Diskussion über Zweck und Funktion der Gegenstände ist noch nicht abgeschlossen, aber es scheint festzustehen, daß mehrere der gefundenen Kultgegenstände germanisch-heidnischer Herkunft sind. Der sogenannte Wetzstein z. B., ein in vier Gesichter auslaufender szepterförmiger Kultstein, wurde mit Odin, später auch mit Thor in Verbindung gebracht. Zwei Silberlöffel aber tragen die Gravierung Saulos und Paulos, stammen also aus christlichem Bereich. Heidnisches und Christliches findet sich somit selbst bei den Grabbeigaben in enger Nachbarschaft, Beweis für die spezifisch angelsächsische Art der Aufnahme des Christentums. Der heidnische Kult wurde nicht abrupt durch christliches Zeremoniell verdrängt, sondern lief eine Zeit lang parallel, wurde nur allmählich umgeformt und christlich überlagert.

⁵ ASPR IV, 1ff.; kritische Ausgaben mit Kommentar: F. Klaeber, *Beowulf and the Fight at Finnsburg* (Boston, ³1950) [mit 1. und 2. Supplement]; C. L. Wrenn, *Beowulf with the Finnsburg Fragment* (³1973); E. Schaubert, *Beowulf* (Paderborn, ¹⁸1963); G. Nickel, *Beowulf und die kleineren Denkmäler der Altenglischen Heldensage, Walde und Finnsburg*, 2 Bde. (Heidelberg, 1976) [Text, dt. Übers., Kommentar]. – W. F. Bolton, *Alcuin and Beowulf: An Eighth-Century View* (1979); A. G. Brodeur, *The Art of Beowulf* (Berkeley, ³1969); R. W. Chambers and C. L. Warren, *Beowulf: An Introduction to the Study of the Poem with a Discussion of the Stories of Offa and Finn* (Cambr., ³1959; repr. 1967); D. K. Fry, *Beowulf and The Fight at Finnsburg: A Bibliography* (Charlottesville, Va., 1969); ders., *The Beowulf Poet: A Collection of Critical Essays* (Englewood Cliffs, N. J., 1968); E. B. Irving, *Introduction to Beowulf* (Englewood Cliffs, N. J., 1969); W. W. Lawrence, *Beowulf and Epic Tradition* (Cambr., 1928); L. E. Nicholson, *An Anthology of Beowulf Criticism* (Notre Dame, Ind., 1963); F. Schubel, *Probleme der Beowulf-Forschung* (Darmstadt, 1979); D. Whitelock, *The Audience of Beowulf* (Oxf., 1951; repr. 1964).

Daraus ergibt sich ein Nebeneinander von Weltanschauungen, das auch dem Epos einen unverwechselbaren Charakter verleiht. Ähnlich wie in der bildenden Kunst werden christliche und heidnische Elemente nebeneinandergestellt und nur oberflächlich aufeinander bezogen bzw. einander angepaßt. Daß der Autor allerdings die Disparität der Elemente als solche empfand, ist mehr als unwahrscheinlich. Zudem begegnen sich die verschiedenen Weltbilder gelegentlich auf halbem Wege, so bei dem Ideal der Treue, die zunächst dem weltlichen Lehnsherren, dann aber auch dem himmlischen 'dryhten' gilt.

Insgesamt gesehen ist die Beowulfwelt aber weniger historisch korrektes Zeitbild als höfisches Wunschbild von Herrscher, Mannen und Königshalle. Gleichgültig, ob die Gauten Bewohner des heutigen Gotland waren oder ob sie nur eine Tagereise von den Dänen entfernt lebten: der Dänenhof soll als Vorbild feinsten Kultur und weltmännischen Zeremoniells, als Heimat adliger Gesittung vorgestellt werden. Dies wiederum paßt nicht recht zum wilden Schauplatz und zum Draufgänger-Heldentum der Trollgeschichten. Aber auch diese Gegensätzlichkeit dürfte damals nicht als solche empfunden worden sein. Der Dichter macht den in der Hygelac-Schlacht erwähnten Helden Beowulf zum Zentrum des epischen Geschehens, für das nordische Sagen und Erzählungen eine Art Gerüst abgeben. Auf diese Weise kommt eine heroische Lebensgeschichte zustande, die der Dichter imaginativ mit seiner Vorstellung von Königtum zu einem fürstenspiegelähnlichen Werk verbindet.

Die in zwei Teile, den Grendel- und Drachenkampf, zerfallende Geschichte beginnt mit etwa 60 einleitenden Zeilen, die den Herrscherstammbaum der Dänen oder Schildunge berichten. Hroþgar, einer der Nachfahren des mythischen Scyld, hat die Halle Heorot für seine Gefolgschaft gebaut. Aber ein Ungeheuer (der „Troll“ der nordischen Sagen) raubt nächtlich viele der Mannen; so ist die prächtige Halle allmählich ein friedloser Ort geworden, und niemand weiß Rat (1-188). Als aber Beowulf, der Neffe des Gautenkönigs Hygelac, von Grendels Untaten hört, fährt er mit 14 Männern zum Lande der Dänen, um Hroþgar zu helfen. Vom Herold werden sie nach höfischer Sitte empfangen und vom König zum Hallenfest eingeladen. Dort erzählt Beowulf, von des Dänen Unferþ Trutzrede herausgefordert, seine früheren Heldentaten, und der ihn begrüßenden Königin Wealhþeow gelobt er, zu siegen oder zu sterben (189-661). Mit Einbruch der Nacht ziehen sich die Dänen zurück, Beowulf bleibt mit den Seinen allein in der Halle. Da kommt Grendel, tötet einen der Krieger, aber Beowulf packt ihn, und in schwerem Ringen reißt er ihm einen Arm aus. Todwund entflieht der Troll (662-836). Am nächsten Morgen reiten viele der Recken der Blutspur nach zu dem Moorsee, in dem Grendel wohnt. Auf dem Rückweg trägt ein Skop Heldenlieder vor von Sigemund und Heremod. Als Hroþgar den als Siegeszeichen aufgehängten Arm Grendels sieht, hält er eine Lobrede auf Beowulf, der dem König geziemend antwortet. Der Sieg wird mit einem großen Fest gefeiert. Reiche Gaben werden dem Sieger zuteil, ein Skop trägt das Erzählgedicht Finnsburg vor, und die Königin Wealhþeow spricht huldvoll mit Beowulf und gibt ihm Geschenke.

Mit dem Überlassen der Hallenwache an die Dänen schließt diese erste Abteilung, der Grendelkampf (837-1250).

Nach Grendels Tod werden die Überfälle jedoch von der rächenden Mutter des Unholds fortgesetzt, so daß Hroþgar erneut die Hilfe Beowulfs erbittet, die dieser zusagt (1251-1398). Sie ziehen mit ihrer Gefolgschaft zum Moorsee; dort taucht Beowulf ins Wasser und wird von der Unholdin in ihre Höhle gezogen. Ein verzweifelter Kampf findet statt, in dem Beowulf schließlich mit einem Riesenschwert die Gegnerin tötet und auch noch das Haupt des toten Grendel abschlägt (1399-1590). Aus dem blutgefärbten Wasser schließen die Dänen inzwischen auf Beowulfs Tod und ziehen ab; seine Gefolgschaft aber wartet und sieht ihn auftauchen mit dem goldenen Griff des Schwertes, dessen Klinge in dem giftigen Blut geschmolzen ist. Nach der Rückkehr zur Halle erzählt Beowulf dem König den Verlauf des Kampfes, und nach Rast und Abschied rüsten sich die Gauten zur Heimfahrt (1591-1887). Damit schließt die zweite Abteilung: der Kampf mit Grendels Mutter.

Die dritte Abteilung erzählt Beowulfs Heimkehr: an Hygelacs Hof berichtet er seine Abenteuer und verwebt damit die Geschichte von Freawaru und Ingeld. Dann teilt er seine Geschenke mit König Hygelac und Königin Hygd, die ihn ihrerseits reich belohnen. Angesehen lebt er im Gautenland (1888-2199).

Der zweite Teil, Beowulfs Tod im Kampf mit dem Drachen, setzt 50 Jahre später ein, als Hygelac und dessen Sohn längst tot sind und Beowulf regiert. Ein Drache, dem man seinen Schatz geraubt hat, verwüstet feuerspeidend das Land. Mit elf Mannen geht der alte König zur Höhle des Drachen, wo er seinem Gefolge einen Rückblick über sein Leben gibt (2200-2537). Dann ruft er den Drachen heraus, vor dessen Flammen alle Gefolgsmannen fliehen außer Wiglaf. Zusammen erlegen sie den Unhold, aber Beowulf hat eine tödliche Wunde empfangen. Er läßt den Drachenhort bringen, schenkt ihn seinem Volke und stirbt, nachdem er seine Rüstung Wiglaf verliehen hat. Die Todesnachricht wird verbreitet, und die Gauten tragen die Leiche ihres Königs zum Walfisch-Vorgebirge (2538-3136). Sie wird auf einem Scheiterhaufen verbrannt, den zwölf Ritter, Klagelieder singend, umreiten. Ein düsterer Ausblick auf die zukünftigen Schicksale des Gautenreiches beschließt das Epos (3137-3182).

Zu Struktur und Aufbau des Beowulf-Epos ist viel Abschätziges gesagt worden. Manche Forscher wollten den Drachenkampf von den vorausgehenden Abenteuern ganz ablösen und vermuteten sogar einen anderen Verfasser. Heute aber wird kaum noch bestritten, daß die beiden Teile zusammengehören. Die Einheit des Epos ist eindeutiger als im Falle der Kudrun und der mehrkreisigen Epen der deutschen Ritterzeit. Die Geschichte bleibt im Rahmen eines Menschenlebens, die eingeflochtenen Zutate und Anspielungen auf andere Personen und Sagen verknüpfen die Geschichte Beowulfs mit der germanischen Welt. Die Mannigfaltigkeit ist also nicht Ordnungslosigkeit. Die Baukunst des Autors erweist sich u. a. in der auf die Gesamtwirkung

abgestimmten Steigerung der drei Kampfhandlungen. Der Grendelkampf ist kurz und wird recht lakonisch erzählt. Der Kampf mit Grendels Mutter fesselt durch die Beschreibung des Kampfplatzes und durch Ereignisfülle; das dem Unhold zugebilligte Rachemotiv rückt das Geschehen in die Nähe germanischen Empfindens. Der übermenschliche Drachenkampf schließlich bewirkt des Lesers Anteilnahme, indem er Gefolgschaftsmotiv und heldischen Tod weihevoll verklärt.

Andererseits ist evident, daß der Beowulf nicht mit modernen Vorstellungen von Einheit und Aufbau beurteilt werden darf, worauf in der modernen literaturwissenschaftlichen Forschung oft hingewiesen wurde. Insbesondere wurde immer wieder die Zweiteilung des Gedichtes sowie die Aufspaltung des Erzählvorgangs in relativ autonome, unzusammenhängende Episoden betont.

Die Teile des Beowulf könnten durchaus auf ursprünglich getrennte Lieder zurückgehen, auch wenn hinsichtlich Dialekt, Metrum, Syntax und Vokabular keinerlei Unterschiede feststellbar sind. Aber auch wenn mehrere Einzellieder zugrundeliegen, ist das Werk einem einzigen Autor zuzuordnen. Eventuell erschließbare Vorstufen sind nicht aneinandergesetzt, sondern imaginativ zu einem neuen Ganzen gestaltet worden.

Selbst anhand der Struktur des Beowulf kann die Verwurzelung des Autors in germanischer Vorstellungswelt und Ausdruckstradition nachgewiesen werden. Das läßt sich besonders deutlich hinsichtlich der sogenannten Digressionen zeigen. Der Bericht über Hygelacs Feldzug z. B. findet sich an vier verschiedenen Stellen. Eine vergleichende Analyse dieser Passagen ergibt, daß alle vier Berichte dieselbe Sache in verschiedener Form darstellen und daß in den nachfolgenden Stellen kaum bedeutsame Fakten nachgeliefert werden. Darin hat man eine Entsprechung zur germanischen Ausdrucksform der 'variatio' zu sehen, die durch begriffliche und semantische Entbehrlichkeit gekennzeichnet ist.

Digressionen der genannten Art machen einen großen Teil des Beowulf aus; sie begegnen uns vor allem bei den Sagenelementen und den historischen Erinnerungen, die z. T. mit dem Gang der Handlung nichts zu tun haben. Aber es gibt in jedem Fall eine Fülle von Assoziationen, Parallelen und Verweisungen. Die Sigemund-Episode z. B. stellt nicht nur die Eigenschaften des idealen Skop dar, sondern ist gleichzeitig ein Preislied auf Beowulf und deutet dessen Sieg über den Drachen voraus. Teil I und II des Epos, Grendelkampf und Drachenkampf, werden auf diese Weise miteinander verklammert. Alle Episoden und Digressionen sind spannend erzählt und daher um ihrer selbst willen von Interesse, sie erhalten aber in jedem Fall zusätzliches Gewicht durch Einbettung in größere Zusammenhänge sowie durch Anspielung, Verweis und Bedeutungsübertragung.

Ebenso wenig wie am Aufbau ist Kritik am Stil berechtigt. Daß die Diktion gänzlich formelhaft ist, wird dem Dichter heute nicht mehr entgegengehalten. Im Beowulf werden Formeln in eigenständiger Weise zur Erzielung ganz bestimmter Wirkungen benutzt. Trotz der ins Auge fallenden Formelhaftig-

keit sind Stil und Aussage individuell. Zudem haben wir oft den Eindruck, daß bestimmte Komposita für den Kontext einer spezifischen Aussage neu geschaffen worden sind, also keineswegs so topisch und traditionell sind, wie man aufgrund der Voraussetzungen der sogenannten 'oral formulaic theory' annehmen sollte.

Typisch für den Beowulf-Dichter sind die mehr oder weniger synonymen Ausdrücke, mit denen ein Vorstellungskomplex sprachlich in immer neuem Anlauf dargestellt wird. Besonders reich variiert der Autor die Bezeichnung für Gott; dafür hat er dreißig verschiedene Umschreibungen zur Verfügung. Sie alle zielen auf den christlichen Gott, obwohl die verwendeten Wörter und Ideen der germanischen Welt des Herrschers, Gefolgsheeren, Fürsten und Richters entstammen. Nie geht es bei den Variationen um möglichst realistische Beschreibung oder Abschilderung, sondern um die Suggestion heroischer Vorstellungen und Lebenswerte, um die poetische Vermittlung einer Welt, in der sich christlich-antike und heidnisch-germanische Werte zu neuer Einheit verbanden.

Sein Christsein sah der Autor nicht als Gegensatz zur Heldenzeit. Er nahm vielmehr deren Ideale, vor allem Tapferkeit, Ruhm, Ehre, Pflicht und Gefolgschaftswesen, in sein Weltbild hinein. Aus der Mischung der beiden Weltanschauungen entstand eine neue Wertwelt, die damals wahrscheinlich sehr viel konsistenter und natürlicher gewirkt hat als heute. Das Weltbild unterscheidet sich zwar vom rein christlichen, wirkt aber in sich stimmig. Es ist typisch für das angelsächsische Frühchristentum, das heimische Traditionen und Denkformen viel treuer bewahrt und überliefert als auf dem Kontinent.

Zwar kann die der Schwere ermangelnde Handlung den Charakteren nicht die außerordentliche Lage erschaffen, in der sie sich bewähren können; trotzdem aber ist das Drama der Charaktere der wesentlichste, dem Leser in Erinnerung haftende Teil der Dichtung. Es sind einfache, typische, mit den Menschen der nordischen Heldenlieder nicht vergleichbare Gestalten: Hroðgar, der edle König, Wealhþeow, das dichterische Bild der edlen Frau, Unferþ, der Neider, Wiglaf, der treue Gefolgsmann, Beowulf, zwar vielseitiger, doch wesentlich der edle Krieger. Im Unterschied zu der wortkargen, Seelisches nur andeutenden heldischen Zeit hatten die Angelsachsen Worte für seelische Schwingungen. Diese zwar einfachen und sich selbst treu bleibenden Gestalten sind in ihren Gedanken und Gefühlen eindringlicher analysiert, als es sonst im Germanischen üblich ist, und je mehr die Außenseite der Figuren typisch und nur in großen Zügen beschrieben ist, desto mehr fällt der Nachdruck auf die Beweggründe des Handelns. So erreicht das Beowulfepos mit anderen Mitteln das Ziel des germanischen Heldenepos: die Gesinnung zu offenbaren. Das geschieht so eindringlich, daß auch die zunächst als Gemeinplätze erscheinenden äußeren Schicksale eine innere und packende Begründung erhalten. Dieser Beowulf hat nichts Lebloses, denn wir lernen seine Gesinnung kennen, wir errahnen, welch schwere Zukunft den Gauten nach seinem Tode droht.

Daß die angelsächsischen epischen Dichter auch antiken Vorbildern verpflichtet sind, beweisen die gegen Ende des 10. Jahrhunderts niedergeschriebenen *Waldere*-Bruchstücke;⁶ sie beruhen wahrscheinlich auf dem Walther-epos des Mönches Ekkehard und dessen klassischen Vorlagen. Ein Bruchstück berichtet Schatzangebot und Trotzrede aus dem letzten Kampf zwischen Gunther und Hagen; das andere Waldere-Bruchstück enthält Hildegunds aufmunternde Rede, die dem sich ausruhenden Walther Siegeszuversicht einflößt. Aufgrund der Reden kann man schließen, daß das Walther-Epos in etwa denselben Umfang hatte wie der Beowulf. Der Verfasser war Geistlicher, wie auch der Beowulfdichter, was aus den noch zahlreicheren Anrufungen Gottes zu erschließen ist.

VI. EPISCHE LEGENDENERZÄHLUNG

1. Judith¹

Das geistliche Epos über die alttestamentarische Judith steht stilistisch, wenn auch nicht zeitlich, zwischen Epos und Legendendichtung. Das im Junius MS. erhaltene westsächsische Gedicht ist Fragment; es besteht aus dem Schluß von Teil 9 sowie aus den Gesängen 10, 11 und 12. Bisher konnte allerdings keine Einigkeit darüber erzielt werden, wieviel verlorengegangen ist. Cook vertritt die Auffassung, daß *Judith* in der uns vorliegenden Form nahezu vollständig ist, während Timmer und Dobbie annehmen, daß die erhaltenen 349 Verszeilen etwa ein Viertel des ursprünglichen Gedichtes ausmachen.² Die Beurteilung des Werks hängt weitgehend von der Entscheidung für eine der beiden Thesen ab.

Die Erzählung ist rascher als ein Epos, ohne breite Episoden und lange Reden, und da die Haupthandlung, einschließlich des Höhepunkts im erhaltenen Fragment, voll zur Darstellung kommt, ist der inneren Form nach der mittlere Umfang einer epischen Legende eher wahrscheinlich (etwa 1344 Verszeilen). Nach Art der biblischen Darstellungen im Altenglischen wird die Handlung auf die Hauptfiguren reduziert. Es handelt sich um den letzten Germanisierungsversuch eines biblischen Stoffes (nach etwa 900). Judith

⁶ ASPR VI, 4-6; ed. F. Norman (1933, ²1949) [Methuen's Old English Library].- Waltharius und Walthersage: Eine Dokumentation der Forschung, ed. E. E. Ploss (Hildesheim, 1969).

¹ ASPR IV, 99-109; ed. A. S. Cook (Boston, ³1904) [mit Übers.]; ed. B. J. Timmer (²1961) [Methuen's Old English Library].

² Vgl. auch J. J. Campbell, "A Schematic Technique in Judith", ELH 38 (1971), 155-172; D. Chamberlain, "Judith": A fragmentary and political poem", in: Anglo-Saxon Poetry: Essays in Appreciation. For J. C. McGalliard (Notre Dame, 1975), S. 135-159; C. Enzensberger, "Das altenglische Judith-Gedicht als Stilgebilde", Anglia 82 (1964), 433-457.

steht damit in der Tradition des kürzenden und raffenden Exemplums, das etwa durch Aldhelms 'De Virginitate' verkörpert wird.

Die biblische Judith handelt nicht aus eigener Verantwortung, sondern kraft göttlichen Gebots, und nicht so sehr der Glaube, als vielmehr die Voraussetzung der Erwählung des jüdischen Volkes verleiht ihr Siegesgewißheit. Im altenglischen Gedicht kämpft Judith für die Ehre des eigenen Volkes, sie lehnt sich gegen die Unterdrücker auf, führt das Schwert aus eigenem Antrieb, nicht als Medium Gottes. Aelfric sprach vielleicht über die altenglische Judith, als er sagte: „Es (nämlich das Gedicht über Judith) wurde auch in englischer Sprache verfaßt . . . als Beispiel für euch Männer, damit ihr euer Land mit Waffen gegen das angreifende Heer verteidigt.“³

Judith steht als beherrschende Figur im Mittelpunkt. Ihr Glaube an Gott und ihre christliche Zuversicht werden der heidnischen Grausamkeit der Feinde gegenübergestellt. Der Autor erschafft eine fast emblematisch wirkende Heldin, die den Triumph des Guten über den Teufel verkörpert. Nur die wesentlichen Handlungsmomente werden dargestellt; alle Nebenfiguren sind gestrichen oder treten zurück. Solch straffem Aufbau zuliebe änderte der Dichter mehrfach den biblischen Bericht. Judith wird erst nach dem Mahle hereingebracht. So kann der Autor das wüste Gelage schildern und den die Szene beherrschenden Holofernes so furchtbar darstellen, daß trotz des sicheren Ausgangs Anteilnahme entsteht. Auf Spannung allerdings hat der Autor verzichtet; durch Vorausdeutungen wird die Furcht vor einem bösen Ende zerstreut. Es geht vor allem um die Vergegenwärtigung exemplarischer Situationen, wie z. B. die bis in einzelne Gesten dargestellten Vorbereitungen zum Mord, dann die Furcht der Untergebenen, den Herrscher zu wecken, und der Schmerz des sich die Haare raufenden Gefolgsmanns. Szenen dieser Art sind so übertrieben ausgemalt, daß einige Autoren von 'mock heroic conventions' sprechen.⁴

Bei der Schilderung der Rückkehr Judiths zu ihrem Volk beschleunigt sich das Erzähltempo. Judith zeigt dem wartenden Volk den Kopf des Holofernes, das Volk bricht in lauten Jubel aus. Die Reise der Judith nach Bethulia stellt eine Art 'peregrinatio ad deum' dar; sie gipfelt in dem Topos der „glänzenden Stadt“, typologische Verkörperung des ewigen Jerusalem.

Durch den Anblick des blutigen Hauptes schlägt das Haßgefühl in Kampfesmut um. Das Volk zieht gegen die Assyrer. Eine epische Kampfschilderung, wie sie auch in Exodus und Helene zu finden ist, bildet den letzten Teil des Gedichtes. Die Perspektive wechselt von Einzel- zu Massenszenen; vor allem aufgrund der geschickten Technik wurde dem Autor Kunstfertigkeit und architektonische Gestaltungskraft bescheinigt.⁵

Der germanische Gedanke des Gefolgschaftswesens spielt zwar nur noch eine geringe Rolle, doch erinnern manche Züge an frühere germanische

³ Grein, S. 11.

⁴ F. J. Heinemann, "Judith 236-291a: A Mock Heroic Approach-to-Battle Type Scene", NM 71 (1970), 83-96.

⁵ A. Renoir, "Judith and the Limits of Poetry", ES 43 (1962), 145-155.

Schlachtschilderungen: Aufleuchten der Waffen, Darstellung der 'beasts of battle', Holofernes als Goldspender, Beschreibung der Beute.

Allerdings ist die Kunst bewußter und durch fremdes Vorbild gezügelter als in der früheren Zeit. Dafür spricht nicht nur der klare Satzbau, der zusammen mit mäßiger Parallelismusverwendung eine rasche Erzählung ermöglicht, dafür spricht auch die Neigung, mehrere Zeilen, sei es durch gleichen Stabreim oder Beschränkung der Stäbe, zu Gruppen zusammenzufassen, und besonders die gliedernde Kunst, mit der die Schwellverse mit gedrängterer schwerer Füllung nahezu symmetrisch an Stellen rednerischer Wucht oder ergriffener Stimmung gesetzt sind: an den Anfang (Anrufung Gottes), in die Mitte (Judiths Gebet) und an den Schluß (Lobpreisung).

2. Cynewulf

Verschieden von der Judith durch das unheldische Thema und noch bewußter in ihrem Kunstwollen ist die um 800 anzusetzende Dichtung *CYNEWULFS*.⁶ Seine in Runen und Akrostichen signierten Werke – Christ II, Juliana, Elene, Fata Apostolorum – bringen Bekenntnis und lyrischen Ausbruch anstelle Cædmonscher unpersönlicher Hymnik und theologisches Wissen anstelle allgemeiner Glaubenstatsachen. Der allein Cynewulfs Runen zeigende, vermutlich für einen hohen Gönner geschriebene zweite Teil der früher als Einheit aufgefaßten *Christ*-Dichtung⁷ besingt die Himmelfahrt Christi und nimmt sie gleichzeitig zum Anlaß für Betrachtungen über die Bedeutung des Heilswerks und für Mahnungen, sich durch die Schrecken des Jüngsten Gerichts belehren zu lassen. So steht neben der Vision, wie die von Christus aus der Unterwelt zum Paradies geleiteten Seelen mittwegs die aus dem Himmel entgegenkommenden Engel treffen, die wertvollste Abwandlung des Häufigen Themas „Die Gaben der Menschen“, worin alle Berufe und Fertigkeiten aufgeführt werden (664–84), und auch die auf gelehrten Quellen sich aufbauende spiritualistische Deutung der Welt als Gleichnis. Der uns unmittelbar ansprechende Künstler zeigt sich in den anschaulichen Seestücken, wenn er das Leben symbolisch als Seefahrt beschreibt; der germanischer Welt bereits erwachsene Theologe vergleicht Christus mit einem Vogel (weil er wie oben bei den Engeln, so unten bei den Menschen weilte) und beschreibt die sechs Lebenssprünge Christi (den in den Leib Marias, den der Geburt, der Kreuzigung, des Begräbnisses, der Höllenfahrt und der Himmelfahrt).

⁶ K. Sisam, "Cynewulf and His Poetry", in: *Studies in the History of Old English Literature* (Oxf., 1953; repr. 1962); C. Schaar, *Critical Studies in the Cynewulf Group* (Lund, 1949).

⁷ ASPR III, 15–27; ed. A. S. Cook (Boston, 1900; repr. [mit neuem Vorwort von J. C. Pope] Hamden, Conn., 1964). – P. Clemoes, "Cynewulf's Image of the Ascension", in: *England before the Conquest: Studies in Primary Sources presented to Dorothy Whitelock*, edd. P. Clemoes and K. Hughes (Cambr., 1971), S. 293–304.

Christ II ist von zwei weiteren, ebenfalls der Cynewulfsschule zuzuschreibenden Gedichten umrahmt, die auf das ältere Werk thematisch und metaphorisch abgestimmt sind. So ergeben *Christ I*, *II* und *III* ein einheitliches Ganzes, das mit den Paneelen eines Triptychons verglichen werden kann. *Christ I* geht auf die Adventsantiphonen der Kirche zurück und preist den ersten Advent, d. h. die Geburt Christi. *Christ II* kreist um die Auferstehung, und *Christ III* verkündet den zweiten Advent und das Jüngste Gericht. Letzteres Thema war ein beliebter Topos der altenglischen Dichter, hier jedoch gerät die Darstellung zu breit und sprengt die Proportionen der Gesamtstruktur.

Das künstlerische Niveau der Christdichtung ist sicherlich höher anzusetzen als das der *Juliana*-Legende,⁸ die man deshalb gelegentlich als Erstlingswerk auffassen wollte. Hier folgte Cynewulf einer lateinischen Vorlage, die das schreckliche Märtyrertum der Heldin beschreibt. Übertriebene, fast gekünstelte Rhetorik, schleppende Handlung und stereotype, leblose Figurenzeichnung dürften auf zu große Ehrfurcht gegenüber der Vorlage zurückzuführen sein. Stellenweise tritt sogar ungewollte Komik auf.

Sehr viel besser gelungen ist die zweite Legende um eine christliche Heldin – die *Elene*.⁹ Es ist die mit dem Kreuzerhöhungsfest zusammenhängende Geschichte der Auffindung des wahren Kreuzes Christi durch Helena, die Mutter Konstantins. Der erste Teil des Gedichtes mit Traumvision, germanischer Schlachtschilderung und Seereise sowie der selbstbiographische Epilog zeigen ein dichterisches Können auf der gleichen Höhe wie im Christ II, überall da also, wo der Dichter frei schöpferisch verfuhr. Wo er indessen der Quelle ehrfürchtig folgte – in diesem Falle einer lateinischen Vita in den *Acta Sanctorum* – fehlen die überraschenden Wendungen und Naturbilder. Dieses Versiegen der in der altgermanischen Dichtung so wichtigen wortschöpferischen Kraft geht zusammen mit allmählich aufkommenden fremden Regeln, deren Einfluß die gleichmäßige, der Judith gegenüber schematisch erscheinende, metrische Bewegung verrät.

Die *Schicksale der Apostel*¹⁰ sind eine kurze Dichtung von 95 Zeilen, in der man einen Epilog zum Andreas gesehen hat, der indessen nicht sicher als Cynewulfs Werk erwiesen werden kann. An die Geschehnisse der zwölf Gefolgsmänner Christi auf ihrer Erdenfahrt knüpft der Verfasser den Wunsch, daß diese Heiligen dem fahrtmüden Dichter auf dem Wege ins Jenseits beistehen mögen.

Alle vier Gedichte schließen mit einem Epilog, der den Namen des Dichters in Runen enthält, eine Eigenart, die möglicherweise auf lateinische Vorbilder (etwa in den *Vitae patrum*) zurückzuführen ist.

⁸ ASPR III, 113–133; ed. R. E. Woolf (1955, [Methuen's Old English Library]; N. Y., 2¹⁹⁶⁶). – D. G. Calder, "The Art of Cynewulf's *Juliana*", *MLQ* 34 (1973), 355–71.

⁹ ASPR II, 66–102; ed. P. O. E. Gradon (1958) [Methuen's Old English Library]. – D. K. Fry, "Themes and Type-Scenes in *Elene* 1–133", *Speculum* 44 (1969), 35–45.

¹⁰ ASPR II, 51–54; *Andreas and the Fates of the Apostles*, ed. K. R. Brooks (Oxf., 1961). – J. L. Boren, "Form and Meaning in Cynewulf's *Fates of the Apostles*", *PLL* 5 (1969), 115–122.

3. Cynewulfsschule

Die Gedichte der sogenannten Cynewulfsschule weisen starke inhaltliche und stilistische Parallelen zu den vier signierten Gedichten auf, können aber nicht mit Sicherheit als Werke desselben Dichters identifiziert werden.

Christ I und Christ III knüpfen an das gleichnamige Gedicht Cynewulfs an; das Traumgesicht vom heiligen Kreuz (*Dream of the Rood*) greift die Vision vom heiligen Kreuz in *Elene* wieder auf; Andreas spiegelt das Thema der Schicksale der Apostel im Detail (wurde sogar zunächst als Teil des letzteren gesehen), und Guthlac als Heiligenlegende setzt die Reihe der 'milites Christi' im Sinne von Juliana fort. Lediglich das Gedicht vom Phönix scheint eher der Gattung Physiologus oder Tierdichtung anzugehören. Bei näherer Betrachtung jedoch wird deutlich, daß das Bild des Aufstiegs zum strahlenden Licht Gottes als Allegorie für Christus, seine Kirche und die Seele des Menschen das Gedicht bestimmt – ein Bild, das in Christ und *Dream of the Rood* in ähnlicher Weise verwendet wird.

Das Gedicht *Dream of the Rood*¹¹ bezeichnet den Höhepunkt der altenglischen christlichen Dichtung. Zur Mitternacht hat der Autor eine Traumvision vom strahlenden, juwelenbedeckten Kreuz Christi. Fast meditationsartig schreitet die Bewegung vom konkreten angelsächsischen Schmuckkreuz zum transzendenten Kreuz Christi. Teils durch lyrische Beschreibung, teils durch Prosopopöie (das Kreuz tritt als personifizierter Erzähler auf) wird das Mysterium des Kreuzes als Symbol des Leidens und des Sieges dargestellt. Bilder und Sprache erinnern an Christ, aber ebenso an die Traumvision Konstantins in *Elene*. Teile des Gedichts sind als Runen in den Steinkreuzen von Ruthwell und Brüssel eingemeißelt; die Datierung dieser Texte ist noch umstritten. Entsprechend der Vorstellung des frühen Mittelalters wird Christus weniger als Leidender, sondern als junger germanischer Held dargestellt. Das Kreuz tritt als 'miles Christi' auf, es erduldet tapfer sein Schicksal. Christi Tod wird von der Gefolgschaft, ja sogar von der ganzen Natur beklagt. Das Gedicht stellt somit eine gelungene, tief bewegende Symbiose der alten germanischen und der neuen christlichen Welt dar; es gehört zu den schönsten Werken der altenglischen Literatur.

Die Reihe der Apostel- und Heiligenlegenden wird in den nichtsignierten Gedichten der Cynewulfsschule fortgesetzt. Das längere Gedicht von *Andreas*¹² geht auf eine unbekannte lateinische Fassung der Apokryphen zurück und erzählt, wie der Apostel Matthäus von den menschenfressenden Myrmidonen in den Kerker geworfen wird und Gott Andreas zu Hilfe sendet. Der zögern-

¹¹ ASPR II, 61–65; edd. B. Dickins and A. S. C. Ross (41954; repr. 1963) [Methuen's Old English Library]; ed. M. J. Swanton (Manchester, 1971).– B. F. Huppé, *The Web of Words: Structural Analyses of the Old English Poems 'Vainglory', 'The Wonder of Creation', 'The Dream of the Rood', and 'Judith'* (Albany, N. Y., 1970); M. Schlauch, "The Dream of the Rood as Prosopopeia", in: *Essays and Studies in Honor of Carleton Brown* (N. Y., 1940), S. 23–34.

¹² ASPR II, 3–51; ed. K. R. Brooks, s. S. 49, Anm. 10.

de Andreas wird auf der Schiffsreise durch Christus geprüft, der ihn als Steuermann über den See führt. Matthäus wird befreit und Andreas an seiner Statt eingekerkert und gefoltert, bis Gott auch ihn schließlich erlöst. Die durch eine feurige Sintflut geschreckten Myrmidonen bekehren sich und werden von Andreas unterrichtet.

Das Gedicht zeigt dieselbe Vorliebe für das Ferne und Exotische wie Elene. Seefahrt und Sturm, Dialog und Streitgespräch, Heldentum und Motive des letzten Gerichts werden liebevoll und bildhaft geschildert. Anspielungen auf die Beowulfdichtung, besonders am Anfang des Gedichts, gaben Anlaß, den Andreas als einen „christlichen Beowulf“ zu bezeichnen. Er ist aber eher ein Seitenstück zu Elene, denn die dichterisch eindrucksvollsten Stellen sind Kampfschilderungen und prachtvolle Naturbilder. Die innere Motivation, die elegische Stimmung und das hohe, tragische Moment der älteren Dichtung fehlen jedoch völlig. Für das tragische Sich-bewähren-Müssen hat der Dichter kein Gefühl mehr, er bewahrt nur das heroische Kleid. Niemand wird der Sturmbeschreibung, die den wellenspielenden Schwertfisch und die beute-lüsterne graue Möwe der düsteren Wetterfackel voranziehen läßt, die dichterische Kraft absprechen, aber es ist ein Dichtertum des silbernen Cynewulfzeitalters.

Ebenfalls in der Reihe der 'milites Christi' ist das Leben von *Guplac*,¹³ einem angelsächsischen Heiligen, zu sehen. Das Gedicht ist vermutlich eine Zusammenziehung zweier aus verschiedenen Zeiten stammender Übersetzungen der lateinischen *Guplac-Vita* des Mönchs Felix von Croyland (etwa 748). Der ältere Teil (*Guplac A*, Z. 1–790) beschreibt die Versuchungen des heiligen Eremiten durch den Teufel; Struktur und Handlung erinnern an Juliana, vor allem durch den Wechsel zwischen Dialog und Handlung. Anklänge an die spätere Grabdichtung finden sich in Streitgesprächen zwischen Engel und Teufel über das Schicksal der menschlichen Seele. Das Gedicht schließt mit der Rückkehr des siegreichen Heiligen, den sogar die Natur und die Vögel freudig begrüßen.

Viel ansprechender ist der zweite Teil des Gedichts (*Guplac B*, Z. 791–1353), das den Tod des Heiligen mit altbekannten Mitteln der angelsächsischen Hagiographie darstellt. Jenseitssehnsucht und freudige Erwartung des Todes, Lichterscheinungen und Wohlgeruch erinnern an die Heiligenleben der Kirchengeschichte Bedas. Zugleich gemahnen elegische Grundstimmung und die abschließende Totenklage an ältere germanische Traditionen.

Auch das Gedicht *The Phoenix*¹⁴ nimmt in allegorischer Form ähnliche Motive auf. Der Wundervogel verkörpert die christliche Auffassung vom Tod

¹³ ASPR III, 49–88; Das angelsächsische Prosa-Leben des hl. Guthlac, ed. B. Gonser, Anglistische Forschungen, Bd. 27 (Heidelberg, 1909); Felix's Life of St. Guthlac, ed. B. Colgrave (Cambr., 1956).– D. G. Calder, "Theme and Strategy in Guthlac B", PLL 8 (1972), 227–242.

¹⁴ ASPR III, 94–113; ed. N. F. Blake (Manchester, 1964).– N. F. Blake, "Some Problems of Interpretation and Translation of the Old English Phoenix", Anglia 80 (1962), 50–62; J. Bugge, "The Virgin Phoenix", Mediaeval Studies 38 (1976), 332–350.

als Eingangstor zum ewigen Leben. Der Tod des Vogels in den Flammen versinnbildlicht die reinigende Kraft des Fegefeuers (vgl. Physiologus- oder Tierdichtung). Das Gedicht kann als Krönung der Cynewulfischen Schule bezeichnet werden; farbenfroh und schillernd beschreibt es den Werdegang des Vogels Phönix, der einst das Paradies verlassen hat, aber durch den Weltbrand am Jüngsten Tage dorthin zurückkehrt. Das Gedicht geht auf eine lateinische Vorlage zurück, *De ave Phoenix* von Lactantius. Zur christlichen Symbolik tritt eine explizite allegorische Deutung. Ab Zeile 380 verläßt der Dichter das Vorbild und fügt eine christliche Parabel der Auferstehung hinzu. Die Erweiterung des Originals durch Naturschilderungen und lyrische Hymnik erinnert an Cynewulf, dessen Vorliebe für Antithesen und Endreime der Phönixdichter teilt. Typisch für die Entstehungszeit (spätes neuntes Jahrhundert) sind die idyllischen Naturschilderungen und die lyrische Grundstimmung, ferner auch das Dominieren der Lichtmetaphorik. Sprache und Bilder erinnern an *Dream of the Rood* und *Christ*.

Somit ergibt sich ein ganzer Gedichtzyklus, der als Höhepunkt der altenglischen kirchlichen Dichtung angesehen werden muß. Die Dichtungen von Cynewulf und die seiner Schule stellen eine vollendete Einheit ursprünglich gegensätzlicher Elemente dar, eine Fusionierung von germanisch-heroischen und christlichen Vorstellungen. Spätere kirchliche Dichtungen sind entweder rein christlich determiniert oder benützen germanische Motive (Schlachtschilderungen, Heldenpreis) zur Erzielung archaischer Wirkungen.

VII. RELIGIÖSE MAHNUNG UND WELTLICHE LEHRE

1. Weltuntergang und Tod

Im Vergleich zum Traumgedicht vom heiligen Kreuz bedeuten die Dichtungen vom Jüngsten Gericht, an sich die machtvollsten Äußerungen der Weltuntergangsstimmung, einen Schritt auf dem Weg zu prosaischen Niederungen. Nur der *Christ III*¹ weiß mit bemerkenswerter Kraft und Leidenschaft das apokalyptische Schicksal des Weltbrandes darzustellen: Feuer fällt auf die Erde herab, die Felder verbrennen, Städte stürzen ein, Berge schmelzen, Vögel verkohlen, Fische verschmachten. Dann setzt das Jüngste Gericht ein, und das Schicksal der Seelen erfüllt sich. Die Verdammten trifft das Donnerwort des Herrn, die Guten aber, jauchzend, daß sie den Qualen entronnen, bewohnen die Gefilde der Seligen.

¹ ASPR III, 27–49; ed. A. S. Cook, s. S. 48, Anm. 7.– T. D. Hill, "Vision and Judgment in the Old English *Christ III*", SP 70 (1973), 233–242.

Die Dichtung erzielt eine in der Cædmon- und Cynewulf-Schule seltene aufrüttelnde Wirkung, vor allem durch grelle Gegensätzlichkeit von Szenen und Bildern sowie durch anschauliche und farbige Schilderung. Dabei wird weitgehend die germanische Stilkunst verlassen zugunsten eines unmittelbar ansprechenden Realismus, und dementsprechend treten neue Kunstmittel wie knapper Stil und antithetische Wortgebung an Stelle der früher üblichen Variation.

Aus solcher Kunst spricht ein neuer Geist, der aber nicht mehr zu voller Entfaltung gelangte, wie die Dichtung *Vom Jüngsten Tage*² zeigt. Denn obwohl Stoff und Quelle dieselben sind (Bedas Hymne 'De die iudicii'), erreicht Be Domes Dæge keineswegs die ergreifende Wirkung des Christ. Die zu Ende des 1. Jahrtausends im ganzen Abendlande sich ausbreitende Angstvorstellung des Weltuntergangs trägt, künstlerisch vergrößernd, mönchische Predigt, Askese und drastischen Ausdruck in die an sich imaginativ konzipierte Dichtung. Eingang, Schreckensschilderung und die holde, abschließende Marienvision mit den unter roten Rosen weiß leuchtenden Scharen der fleckenlosen Jungfrauen stehen aber weit über der bloß nacherzählenden Fassung desselben Stoffes³ im Exeterbuch.

Die Darstellung des auch der heldischen Welt vertrauten gewaltigen Weltuntergangsthemas trat hinter dem kleineren Vorwurf des menschlichen Sterbens zurück. Dadurch konnte eine mönchisch zerknirschte Stimmung die Oberhand gewinnen. So fordert die *Rede der Seele an den Leichnam*⁴ Entäußerung von allen irdischen Gütern dieser Welt, ein auch in zahlreichen Predigten der Zeit auftauchendes Thema. Die Seele hält dem Körper sein auf Irdisches ausgerichtetes Leben vor. Dreihundert Jahre lang macht sie dem Leichnam jeden siebten Tag klar, wie sehr nun beide Gottes Gericht fürchten müssen. Die frühere besorgte Mahnung steigert sich zu finsterner Drohung, die schreckensvolle Darstellung zur ekelerregenden Einzelschilderung der verwesenden Leichenteile und der Arbeit der Würmer. Die alte germanische Welt ist aus den Fugen, und die benediktinische Reform unterdrückt vollends, was noch an diesseitiger Freude lebendig geblieben war. Christentum heißt jetzt nicht mehr, wie zu Zeiten Aldhelms, eine vom Glanze höherer Kultur getragene Weltanschauung, die germanisches Empfinden weitgehend in sich aufnahm, Christentum heißt jetzt der herrische Anspruch, alles früher Hochgeachtete zu schmähen und in verzweifelter Hoffnung auf ein jenseitiges Glück das ganze Leben zu verneinen. Nur die Auflösung des Lebens war jetzt noch als Thema für Dichtungen erlaubt.

² ASPR VI, 58-67 (The Judgment Day II); ed. H. Löhe, Bonner Beiträge 22 (Bonn, 1907) [mit Übers. und lat. Original].- L. Whitebread, "The Old English Poem Judgment Day II and Its Latin Source", PQ 45 (1966), 635-656.

³ ASPR III, 212-215 (The Judgment Day I).

⁴ Vercelli-Text ASPR II, 54-59; Exeter-Text III, 174-178.- B. P. Kurtz, "Gifer the Worm: An Essay towards the History of an Idea", Univ. of Cal. Pub. in Engl. 2 (1929), 235-261; R. Willard, "The Address of the Soul to the Body", PMLA 50 (1935), 957-983 [behandelt die Prosaversionen].

So vergleicht ein in später Fassung des 12. Jahrhunderts erhaltenes kurzes Gedicht *Das Grab*⁵ das hohe Haus, das sich der Mensch im Leben baute, mit seiner Todeswohnung, die keine Türen mehr besitzt und zu der nur der Tod den Schlüssel hat. Spricht daraus noch eine versteckte, der germanischen Welt allerdings völlig fremde Menschlichkeit, so haben die anderen hierher gehörigen Dichtungen nur mehr kirchlichen Wert. Es sind ein paar lyrische *Gebete* um Hilfe für die Seele, versifizierte Fassungen des *Credo*, *Gloria* und *Paternoster*, eine *Aufforderung zum Gebet*,⁶ dann Psalmbearbeitungen wie der Pariser *Psalter*⁷ und schließlich die Gattung der Predigtverse wie die *Er-mahnung zum christlichen Leben*,⁸ das *Almosengedicht*⁹ u. a. m.

2. Lehrhafte Dichtung

Die nichtmönchische lehrhafte Dichtung hält die Tradition der altgermanischen Merkverse länger lebendig. Ein Beispiel dafür sind die beiden einander komplementär ergänzenden Gedichte *Gaben der Menschen* und *Geschicke der Menschen*.¹⁰ Sie sind im Vorwurf verwandt, in der Auffassung vom Leben aber nahezu entgegengesetzt. Schücking nennt sie treffend eine Allegro- und eine Penseroso-Darstellung des menschlichen Lebens.

Die Gaben der Menschen sind ein Beispiel christlicher Gnomik. Sie zählen in knappen, parallelen Sätzen die verschiedenen Lebenslose auf. Alle Menschen haben von Gott spezifische Gaben und Fähigkeiten erhalten, aber jeder eben nur seinen Teil, so daß niemand zu verzweifeln braucht, aber auch keinen Grund hat, sich über andere zu erheben. In liebender Zufriedenheit die Schöpfung überblickend, entwirft der Autor ein heiteres Gemälde der organischen Welt des Mittelalters, das sich wohltuend von den weltverneinenden Dichtungen der Mönche abhebt.

Sehr viel dunkler und pessimistischer schildert das düstere Gegenstück *Die Geschicke der Menschen* irdisches Schicksal. Leid und Not gehören zum Lebenslos des Menschen und müssen hingenommen werden, da man sich dagegen nicht wehren kann. Der Hunger und der Wolf sind die Schrecken der Zeit, Erblindung, Lähmung, tödliche Unfälle und Exil im Ausland sind geläufige Schicksale, der Galgen ein gewohnter Anblick. Aber das Schicksal wird dem Menschen nicht nur von außen zugemessen. Viele sind für ihren Tod selbst verantwortlich, wie etwa der Betrunkene, der auf der Metbank

⁵ Ed. A. Schröer, *Anglia* 5 (1882), 289–290.

⁶ ASPR VI, 78–80 (*Credo*); V, 74–77 (*Gloria* I); 94 (*Gloria* II); III, 223–224 (*The Lord's Prayer* I); VI, 70–74 (*The Lord's Prayer* II); 77–78 (*The Lord's Prayer* III); 69–70 (*A Summons to Prayer*).

⁷ ASPR V, 1–150.

⁸ ASPR VI, 67–69.

⁹ ASPR III, 223.

¹⁰ *Gifts of Men*, ASPR III, 137–140; *Fortunes of Men*, ASPR III, 154–156. – Vgl. dazu T. A. Shippey, *Poems of Wisdom and Learning in Old English* (Cambr., 1976). S. 59–63.

einen Streit vom Zaune bricht und durch das Schwert getötet wird. Andere kennen bei Met und Bier keine Mäßigung und trinken sich zu Tode.

Der zweite Teil hellt das Bild ein wenig auf, berichtet nämlich über glückliches Schicksal, das dem Menschen widerfahren kann. Dieser zweite (kleinere) Teil des Gedichtes ist allerdings recht schwach und konventionell. Statt von Todesarten spricht der Autor nun von den menschlichen Fähigkeiten ('cræftas'), durch die jeder in der Gemeinschaft einen bestimmten Platz einnehmen kann. Bild und Gegenbild folgen einander schroff und unvermittelt. Wie andere altenglische Autoren hat der Dichter nur einen Trost für den Leser bereit: Gott regiert das menschliche Leben, und daher kommt alles Gegensätzliche von ihm.

Bemerkenswerte Parallelen zu dem Gedicht über die Geschicke der Menschen zeigt ein kleineres Stück, das meist *Vainglory*¹¹ genannt wird. Übermut, Eitelkeit und Anmaßung werden auf den Weingenuß in der Halle zurückgeführt. Dort sitzen die Männer, verfassen Lieder, erzählen und trinken, bis man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen kann. Fast immer führt die übermütige Ruhmrede zu Haß und Zwietracht, manchmal sogar zu Aufruhr und Verrat. Aus dem Verhalten beim Wein kann man nach Auffassung des Autors schließen, ob jemand ein Kind des Teufels ist, denn beim Trinken tritt die Hybris des Menschen zutage. Der Demütige aber lebt friedlich und glücklich in der Gemeinschaft der Familie und des Volkes, erfüllt den Willen des Schöpfers und geht daher in den Himmel ein.

Ganz anders in Ton und Diktion ist das Gedicht *Wunder der Schöpfung*,¹² das im typischen Skop-Stil über die Geheimnisse des Universums und die Allmacht Gottes berichtet. Alle Dinge dieser Welt erfüllen den Willen Gottes und künden durch ihren Platz im organismusähnlichen Kosmos von der Macht des Schöpfers. Besondere Bewunderung zeigt der Autor für die Gestirne des Himmels, vor allem für die Sonne, die sich nach unerforschbaren Gesetzen um die Erde bewegt, eine Freude für alle, denen Gott Augenlicht geschenkt hat. Das Gedicht endet mit der Aufforderung, eitle Lust und vergängliche Freuden dieses Lebens zu verlassen und sich den himmlischen Freuden zuzuwenden; das Fazit paßt allerdings nicht recht zum Vorausgehenden und wirkt angehängt.

Am Rande der Dichtung stehen die mehr kulturgeschichtlich als literarisch beachtenswerten Stücke des *Menologium*, *Physiologus* und *Salomon* und *Saturn*. Das *Menologium*¹³ ist ein Kalender der Festtage des Jahres, wie er in lateinischen Vorlagen mehrfach vorhanden war. Als König Edgar (959–75) das Gebot der Festtagsheiligung erließ, wurde eine Übersetzung in die Volkssprache erforderlich. Darauf bezieht sich der Verfasser des englischen *Menologiums*, der als Sinn seiner Merkverse angibt, die Zeiten der Heiligen bekanntzumachen, „die man im Britenreiche halten soll“.

¹¹ ASPR III, 147–149 [Vainglory = Der Menschen Gemüt]. – Shippey, S. 54–57, s. S. 54, Anm. 10.

¹² ASPR III, 163–166.

¹³ ASPR VI, 49–55; ed. R. Imelmann (Bln., 1902).

Die alte, schon in den antiken Literaturen bekannte Gattung des *Physiologus*¹⁴ bezeichnet eine Sammlung von Beschreibungen gewisser Tiere mit allegorischen Ausdeutungen. Von diesen in ihrer phantastischen Gelehrsamkeit beim Volke sehr beliebten Tiergedichten sind aus dem Angelsächsischen nur drei über Walfisch, Panther und Rebhuhn erhalten. Der Panther versinnbildlicht Christus, der Wal aber den Teufel, da er durch seinen Duft andere Tiere anlockt und verschlingt. Oft sieht der aufgetauchte Wal wie ein Felsen aus. Die Seeleute vertäuen ihre Schiffe auf dem vermeintlichen Land und zünden ein Feuer an. Dann aber taucht das verräterische Tier in die Tiefe und zieht alle in den Tod. In breiter Analogie vergleicht der Autor damit die Tätigkeit des Teufels, der die Menschen auf ähnliche Weise in die Hölle holt. Vom Rebhuhn (*partridge*) ist im *Physiologus* nur ein kleiner Teil erhalten. Das Gedicht schließt mit einer wörtlichen Rede Christi, der den Menschen seine Gnade verspricht, wenn sie von den Todsünden ablassen und sich ihm zuwenden.

Eine Mischung volkstümlicher und orientalisch-christlicher Weisheit enthält das von Prosapassagen unterbrochene Dialoggedicht *Salomo und Saturn*.¹⁵ Saturn wird als chaldäischer Gelehrter vorgestellt, der die gesamte vorchristliche Weisheit beherrscht. Er will von Salomo in der Lehre des Christentums unterrichtet werden. Seine Hauptfrage zielt auf die Bedeutung des Pater Noster ab. Salomo antwortet, indem er die Eigenschaften und Kräfte der Buchstaben beschreibt, aus denen das Gebet in der Vulgata-Version besteht. In einem zweiten Gedichtteil, der wahrscheinlich nur bruchstückartig erhalten ist, finden sich Weisheiten und Lehren, die den Maximen ähneln. Salomo beweist die Überlegenheit der christlichen Lehre über alle heidnischen Auffassungen. Besonders interessant ist die Auseinandersetzung mit dem Wyrð-Glauben (416–33), der offenbar immer noch nicht ganz ausgerottet war.

Wie in allen anderen altenglischen Werken findet sich nirgends eine Spur von Fanatismus oder Intoleranz. Die Auseinandersetzung erfolgt vielmehr rational und argumentativ. Einige Fragen werden allerdings nicht beantwortet, so die nach dem unerbittlichen Wesen des Alters, dem kein Mensch widerstehen kann, oder nach dem Sinn der Jahreszeiten. Der altenglische Text ist die älteste Version dieses in den europäischen Literaturen verbreiteten Dialogs. In einem lateinischen Dialog heißt Saturns Partner Marcolf. Diese Form des Namens könnte die älteste sein. Sie geht auf den germanischen „Wolf der Mark“ zurück, vielleicht aber auch auf orientalische Quellen.

Nur acht Zeilen sind von einem Gedicht über *Pharaoh's Army*¹⁶ erhalten, in dem nach der Zahl der Soldaten des Pharao gefragt wird. Der Gefragte

¹⁴ ASPR III, 169–174; ed. [u. übers.] A. S. Cook, *Yale Studies in English* 63 (New Haven, 1921); F. Cordasco, „The Old English Physiologus: Its Problems“, *MLQ* 10 (1949), 351–355.

¹⁵ ASPR VI, 31–48; ed. R. J. Menner (N. Y., 1941); mit Anmerkungen versehene Übers. von F. Wild, *Österr. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl.* (Wien, 1964). – A. R. v. Vincenti, *Die altenglischen Dialoge von Salomon und Saturn* (Lpzg., 1904).

¹⁶ ASPR III, 223.

weiß die Antwort nicht, aber er glaubt ('ic wene'), daß 600 000 bewaffnete Kampfwagen durch die grimmige Wyrd zerstört worden sind.

VIII. DIE ALTENGLISCHE PROSA¹

1. Alfred und seine Vorläufer

Die altenglische Prosa wird oft aus naheliegenden Gründen zugunsten der Dichtung zurückgestellt. Sie bietet jedoch literarische Reichtümer, wie sie kaum in einer anderen frühen volkssprachigen Literatur zu finden sind. Allerdings kann die altenglische Prosa nur im Rahmen der vorausgehenden anglo-lateinischen Tradition und im Zusammenhang mit der gesamten mittellateinischen Literatur adäquat verstanden werden.

Die ausgehende altenglische Zeit wird von der Prosa beherrscht, einer späten, ans Buch gebundenen und eigentlich von Alfred geschaffenen Kunst. Was an vor-Alfredscher Prosa überliefert wurde, trägt eher den Stempel der Gebrauchsliteratur. Dazu gehören die Gesetzesaufzeichnungen, die eng mit den lateinischen Bußbüchern und Kirchenkanones zusammenhängen. Teilweise reichen sie bis in die heidnische Zeit zurück, jedoch sind sie erst in Handschriften des 9. bis 12. Jahrhunderts überliefert. Am bekanntesten sind die *Gesetze*² des kentischen Königs Aethelberht († 616) und des Westsachsenkönigs Ine (etwa 690). Dem Beispiel der Gesetze folgten die *Urkunden*,³ die ebenfalls zunächst in lateinischer Sprache verfaßt wurden und ab Mitte des 8. Jahrhunderts überwiegend in der Landessprache erschienen.

Auch die altenglische kirchliche Prosa vor Alfred ist zweckgebunden und besteht hauptsächlich aus Übersetzungen. Bezeugt wird sie schon zu Lebzeiten Bedas; er soll auf seinem Sterbebett noch Teile einer Übersetzung des Johannesevangeliums diktiert haben. Zunächst überwog die wörtliche Interlinearübersetzung. Die früheste uns überlieferte kirchliche Prosa dieser Art stammt aus dem merzischen Gebiet (ca. 850–75): eine Interlinearübersetzung des Psalters und dreizehn Hymnen (*Vespasianpsalter*),⁴ ein anonym verfaßtes

¹ D. Whitelock, *Sweet's Anglo-Saxon Reader* (Oxf., ²1975); J. R. Hulbert, *Bright's Anglo-Saxon Reader* (N. Y., rev. 1966) [mit Grammatik und Glossar]; R. Fowler, *Old English Prose and Verse: An Annotated Selection with Introduction and Notes* (1966); M. Lehnert, *Poetry and Prose of the Anglo-Saxons*, Bd. I (Halle, ²1966) [Texts, with Introductions, Translations and Bibliographies]; vgl. auch die Epochenliteratur, S. 4 (Anthologien).– D. Whitelock, "The Prose of Alfred's Reign", in: E. G. Stanley, *Continuations and Beginnings*, S. 67–103.

² F. Liebermann, *Die Gesetze der Angelsachsen*, 3 Bde. (Halle, 1903–16; repr. Tübingen, 1960); A. J. Robertson, *The Laws of the Kings of England* (Cambr., 1925).

³ G. Birch, *Cartularium Saxonicum*, 3 Bde. (1885ff.).

⁴ *Vespasian Psalter*, ed. S. M. Kuhn (Ann Arbor, 1965).

*Life of St. Chad*⁵ und das altenglische *Martyrologium*,⁶ das für die meisten Tage des Jahres die Evangeliumspartie, Legende oder Erbauungsgeschichte in knapper Inhaltsangabe vorführt.

Literarische Bedeutung hat dagegen die sog. *Sachsenchronik*,⁷ eine Folge von Annalenbänden, in denen die angelsächsische Geschichte vom Einfall Caesars bis zur Normannen-Eroberung berichtet wird. Die etwa 890 anzusetzende Kompilation, die verschiedene Quellen, ältere Annalen, Genealogien, Beda und mündliche Überlieferung benutzt, entspricht den Erziehungsbestrebungen König Alfreds und seines Kreises und hat, wenn nicht in Winchester, so doch im Südwesten ihren Ausgangspunkt. Überliefert ist uns die Chronik in sieben Handschriften, die alle auf dasselbe Original zurückgehen, aber von verschiedenen Schreibern ergänzt und fortgeführt wurden.

An Beda reichen die Annalen nicht heran. Beda hatte der aus der christlich-lateinischen Kultur stammenden Gattung den über das Ortsinteresse hinausgehenden Zug ins Große verliehen: die der Kirchengeschichte angehängte *Recapitulatio* und eine diese fortsetzende, nicht erhaltene Universalchronik verzeichneten die Ereignisse von Cäsars Einfall bis zum Jahre 799. Trotz dieses Vorbilds zeigt die Sachsenchronik in den kurzen, mit stehendem „und“ verbundenen Jahresaufzeichnungen keinen literarischen Ehrgeiz; zuweilen aber werden die Eintragungen bei weltlichen Ereignissen ausführlicher, vielleicht von Erzählliedern angeregt. Ein gutes Beispiel dafür ist die unter dem Jahr 755 verzeichnete Geschichte von Cynewulf und Cyneheard. Über Alfreds Regierungszeit wird mit behaglicher Breite berichtet, und später fügten Bearbeiter sogar patriotische Heldenlieder ein. Dann setzen die Annalen für ein halbes Jahrhundert aus, bis sie die Benediktiner wieder aufgreifen.

Entscheidend für die Geschichte der altenglischen Prosa war König ALFRED⁸ (849–899), der nach dem Vorbilde des Festlandes und insbesondere des frän-

⁵ The Life of St. Chad: An Old English Homily, ed. R. Vleeskruyer (Amsterdam, 1953).

⁶ ed. G. Herzfeld, EETS 116 (1900).

⁷ C. Plummer, Two of the Saxon Chronicles Parallel, with Supplementary Extracts from the others, a revised Text (with Introduction, Notes, Appendices, Glossary), 2 Bde. (Oxf., 1892–99); B. Thorpe, Anglo-Saxon Chronicle, 2 Bde. (1861); G. N. Garmonsway, The Anglo-Saxon Chronicle, Translated with an Introduction (rev. edn. 1965); D. Whitelock, D. C. Douglas and S. I. Tucker, The Anglo-Saxon Chronicle: A Revised Translation (21965).

⁸ H. Hecht, Übersetzung der Dialoge Gregors des Großen (Lpzg., 1900; repr. Darmstadt, 1965); H. Sweet, King Alfred's West-Saxon Version of Gregory's Pastoral Care, EETS 45, 50 (1871; repr. Oxf., 1958); H. Sweet, King Alfred's Orosius, EETS 79 (1883; repr. Oxf., 1959); T. Miller, The Old English Version of Bede's Ecclesiastical History of the English People, EETS 95–96, 110–111 (1890; repr. Oxf., 1959); D. Whitelock, The Old English Bede (1962); W. J. Sedgefield, King Alfred's Old English Version of Boethius (Darmstadt, 1968) [unveränderter Nachdruck von 1899, mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar]; W. Endter, König Alfreds des Großen Bearbeitung der Soliloquien des Augustinus (Hamburg, 1922; repr. Darmstadt, 1964). – W. H. Stevenson, Asser's Life of King Alfred, together with the Annals of Saint Neots (1904; repr. Oxf., 1959) [with Introd. and Comment.]; C. Plummer, Life and Times of Alfred the Great (Oxf., 1902).

kischen Hofes dem in der Luft liegenden Bildungsgedanken Ausdruck verlieh. Von dem Wirken Alfreds ist uns manches durch eine zeitgenössische lateinische Biographie, *De vita et rebus gestis Alfredi* von Asser, bekannt. Zusätzliche Einzelheiten finden sich in der Angelsächsischen Chronik bzw. in der Selbstdarstellung verschiedener Vorworte und Nachworte, die der König selbst verfaßte. Noch heute wird er in England als Landesvater oder gar als Heiliger verehrt. Der Vorstellung des Königs als „Vater der englischen Sprache“ muß allerdings aufgrund der Ergebnisse neuerer Forschung mit Vorsicht begegnet werden.

Alfred war Soldat, Erzieher und Staatsmann. Lange Jahre des Krieges mit den dänischen Eindringlingen hatten zu einem Bildungsverfall im Lande geführt; selbst unter den Geistlichen beherrschten die wenigsten Latein. Auch Alfred lernte diese zweite Sprache erst spät im Leben. In dem berühmten Vorwort zur altenglischen Übersetzung der *Cura Pastoralis* des großen Gregor legte Alfred ein umfassendes Bildungsprogramm für sein Volk dar: es sollen „einige Bücher, deren Kenntnis für alle Menschen am notwendigsten ist, in die Landessprache übersetzt werden, damit wir sie alle kennenlernen können.“ Auch die Gesetzgebung zeugt von Alfreds enzyklopädischem Eifer: sie beginnt mit den zehn Geboten und dem alttestamentlichen Recht, leitet über zum Neuen Testament, schließt neuere Synodalbeschlüsse ein und faßt alles zusammen, was es an Gesetzen vor seiner Zeit gegeben hatte. Als ein Mann der Wissenschaft und der Gerechtigkeit blieb er in volkstümlicher Erinnerung, wie das spätere Volksbuch *Proverbs of Alfred* (s. S. 94) beweist. Um die Vergangenheit seines Volkes zu erhellen, ließ er Bedas Kirchengeschichte übersetzen und erweiterte dann durch die Weltgeschichte des spanischen Mönches Orosius den historischen Ausblick. Um philosophische Ruhe zu wahren in den Nöten des Lebens, übertrug er des Boethius *Consolatio philosophiae*; Erkenntnis Gottes suchte er in des Augustinus Soliloquien; und über das Leben nach dem Tode belehrte er durch die in seinem Auftrag von Bischof Werferth von Worcester übersetzten Dialoge Gregors. Den seelsorgerischen Bedürfnissen endlich sollte die *Cura pastoralis*-Übertragung entgegenkommen. Auf dieser mit seinen pädagogischen Ratgebern und wissenschaftlichen Helfern ausgeführten Übersetzungsliteratur ruht die spätere Prosaentwicklung.

Daß ein solch bahnbrechendes Unternehmen nicht fehlerlos war und nur langsam reifte, liegt auf der Hand. So kennzeichnet sich die von Bischof Werferth stammende *Übersetzung von Gregors Dialogen*, denen der König ein Vorwort beigab (etwa 884), als Erstlingswerk durch allzu wörtliche Übertragung und störende Vorliebe für Wortdoppelungen, oft mit Alliteration. Ähnliches gilt für die wohl von den merzischen Mitarbeitern des Königs stammende *Beda-Übersetzung*, die jedoch kraftvoll-idiomatische Passagen enthält und in ihrer Diktion Anklänge an die Poesie erkennen läßt. Auch das *Hirtenbuch* (die *Cura pastoralis*-Übersetzung) ist ein Frühwerk; es ist die wörtlichste der Übersetzungen Alfreds. Er ringt mit den abstrakten Begriffen und trotz aller Helfer, als welche er Plegmund, Asser, Grimbald und Johann von

Corvey anführt, ist die Wiedergabe der verschlungenen Perioden oft recht ungeschickt. Es wimmelt von Pleonasmen, Wiederholungen und Hapaxlegomena. Andererseits zeigt sich hier erstmals Alfreds durch seine praktische, volkstümliche Absicht bestimmte Stileigenart: er erklärt biblische Dinge durch sächsische Entsprechungen (so werden die Schriftgelehrten den weisen sächsischen Ratgebern gleichgesetzt), er fügt zahlreiche Erklärungen ein, wie die Bemerkung, daß Manna die süße Speise sei, die vom Himmel kam, und spricht gelegentlich selbst, wenn er z. B. mahnt, den plündernden Heerhaufen gegenüber eine feste Haltung zu zeigen. Ganz in eigener Person, und folglich auch in freierem Stil mit der ihm eigenen langsamen Breite, spricht Alfred in der Vorrede, die sein kulturelles Reformprogramm entwickelt.

Fortan bewegte er sich auch im Übersetzen freier. Beim *Orosius* kürzte er das Original, das nach neuerer Forschung nicht von Alfred selbst übersetzt wurde, auf nahezu ein Drittel, paßte es germanischen Anschauungen an und ergänzte die geographische Einleitung durch die Einfügung einer Geographie der Germania vom Standpunkt seiner Zeit aus. Dabei verwertete er nach mündlichen Berichten die Reisen des Norwegers Ohthere nach Lappland und die Entdeckungsfahrten des Angelsachsen Wulfstan in die Ostsee. Die neue Zeit verlangte wissenschaftliche Forschung anstelle der mythischen Topographie der Heldensage.

Das mittelalterliche Allerweltbuch des *Boethius* übertrug Alfred, der sonst nichts vom Dichter hatte, mit glänzender Beredsamkeit. Er fügt aus Bibel und Geschichte Beispiele ein, er läßt eigenes Empfinden durchklingen, er macht ein wahres Volksbuch für den Lernbeflissenen daraus und findet zum erstenmal eine der Poesie gleichkommende Geste wie in der Übersetzung des 'ubi nunc fidelis ossa Fabricii manent' als 'hwær synt nu þæs Welondes ban' (wo sind jetzt des Wieland Gebeine).

Auch das letzte Buch, die dem Boethius nahestehende Übersetzung der *Soliloquia* Augustins ist aus eigenem Empfinden geboren, wie die allmählich freier werdende Übertragung und vor allem die Vorrede bezeugen. Sie ist der Epilog seines Übersetzungswerks, so wie die Cura-Einleitung dessen Prolog war. Er habe sich Stäbe, Stützen und Griffe gesammelt für jedes der Werkzeuge, die er handhaben konnte, und Zimmerholz und Balken für jede der Aufgaben, die zu unternehmen er fähig war. Deshalb rate er jedem, zu demselben Wald zu gehen, damit er dort mehr hole und manch prächtiges Haus und manche Stadt erbaue und dort froh und glücklich lebe, wie es ihm nicht vergönnt gewesen sei.

2. Aelfric und Wulfstan

Die Vollendung der Alfredschen Tätigkeit sah anders aus als er es sich erträumte, und doch hatte seine Kirchenpolitik zu solcher Fortsetzung den Grund gelegt. Erst unter König Edgar (959–975) wurden Alfreds große Reformvorhaben in die Tat umgesetzt, als die benediktinische Reform Einzug hielt. Sie bewirkte eine neue Blüte der Klöster, der Literatur und der Wissenschaften. Schon 930 ließ sich Odo, Erzbischof von Canterbury, in Fleury, einem der reformierten Tochterklöster Clunys, als Benediktinermönch einkleiden. In seinem Sinne wirkten die drei Hauptträger der Bewegung in England: St. Dunstan, Abt von Glastonbury und später Erzbischof von Canterbury († 988); Aethelwold, Abt von Abingdon und Bischof von Winchester († 984); und Oswald, Bischof von Worcester und Erzbischof von York († 992). Es entstand ein neuer Schreibstil, der sich um Ausgleich orthographischer Schwankungen und um grammatikalische Genauigkeit bemühte. Das Resultat war eine Art westsächsischer Koine, die in allen Teilen des Landes die ältere Schriftsprache verdrängte. Als äußeres Zeichen wurde die alte insulare (irisch-angelsächsische) Schrift zugunsten der vom Kontinent übernommenen fränkischen Minuskel aufgegeben.

AETHELWOLDS Übersetzung der Benediktinerregel ist kennzeichnend für diesen Einfluß, unter dem fast die ganze Prosa des 10. Jahrhunderts stand. Wie das auch politisch und kulturell zu bewerten sein mag, stilistisch bedeutet die benediktinische Prosa einen Fortschritt gegenüber Alfred. Schon die Übersetzung der *Benediktinerregel*⁹ ist klar, einfach und flüssig und vermeidet die altfränkischen Doppelworte; und im gleichen Stil bewegten sich die bald folgenden Ergänzungsschriften und Kommentare. Auch die Kirchengesetzgebung wird englisch, eine landessprachige Bußordnung erscheint (*Poenitentiale Ecgberti*),¹⁰ und zur Sicherung der neuen Errungenschaften schrieb Aethelwold eine geschichtliche Skizze über Edgars Klostergründungen.

Unter Aethelwolds Einfluß, den er demütig sein Leben lang verehrte (vgl. *Vita S. Ethelwoldi*),¹¹ erwuchs der Vollender der altenglischen Prosa: AELFRIC¹²

⁹ ed. A. Schröer (Darmstadt, 21964) [Bibl. d. Ags. Prosa II].

¹⁰ ed. J. Raith (Darmstadt, 21964) [Bibl. d. Ags. Prosa XIII].

¹¹ J. Stevenson, *Chronicon Monasterii de Abingdon*, 2 Bde. (1858).

¹² B. Thorpe, *Homilies of Aelfric*, 2 Bde. (1844–46; repr. 1971); J. C. Pope, *Homilies of Aelfric: A Supplementary Collection*, 2 Bde., EETS 259–60 (Oxf., 1967–68); B. Assmann, *Angelsächsische Homilien und Heiligenleben* (Darmstadt, 21964) [Bibl. d. Ags. Prosa III]; M. Godden, *Aelfric's Catholic Homilies, The Second Series*, EETS, Suppl. Ser. 5 (1979); W. W. Skeat, *Aelfric's Lives of Saints*, 4 Bde., EETS 76, 82, 94, 114 (1881–1900; repr., 2 Bde., 1966); G. I. Needham, *Aelfric: Lives of Three English Saints* (1966); B. Fehr, *Die Hirtenbriefe Aelfrics*, in *Altenglischer und Lateinischer Fassung* (Darmstadt, 21966) [Supplement und Einleitung von P. Clemoes]; S. J. Crawford, *The Old English Version of The Heptateuch: Aelfric's Treatise on the Old and New Testament and his Preface to Genesis*, EETS 160 (1922); G. N. Garmonsway, *Aelfric's Colloquy* (21965); P. Clemoes, "Aelfric", in: E. G. Stanley, *Continuations and Beginnings*, S. 176–209; M. M. Gatch, *Preaching and Theology in Anglo-Saxon England: Aelfric and Wulfstan* (Toronto, 1977).

(ca. 955– nach 1010). In Winchester erzogen, dann Abt der Benediktinerneugründung Egnesham bei Oxford, verbrachte er sein ganzes Leben hinter Klostermauern, und sein literarisches Werk ist mönchischen Charakters. Edgars Kirchengesetze hatten das sonntägliche Predigtgebot aufgestellt, und um den Seelsorgern diese Mühe zu erleichtern, schrieb Aelfric 989/92, meist nach lateinischen Quellen, 40 *Homilien*, die wichtige Perikopen des Kirchenjahrs behandeln. Er schrieb in der Volkssprache zum Unterricht der Leute, die kein Latein verstanden. Sein Stil ist klar und auf den Gegenstand gerichtet, meidet Fremdartiges oder überträgt es ins Heimische und fügt öfters Bilder aus dem täglichen Leben hinzu. Alfreds mannigfachen Bestrebungen gegenüber wirkt er eng, aber an Klarheit und Durchsichtigkeit des literarischen Ausdrucks übertrifft er ihn. Der Erfolg bestimmte ihn 992 zu einer weiteren Folge von 40 Predigten, in denen auf Kosten der Betrachtungen den volkstümlichen Geschichten mehr Raum gegönnt ist. Der Erzählstoff wächst weiter in den 992–1002 geschriebenen *Heiligenleben*, die auch mehr auf die Gegenwart Bezug nehmen und wichtige Zeitfragen einflechten. Damit kommt, den Alfredschen Übersetzungen ähnlich, ein persönlicher Reiz in diese Legenden, sie enthüllen Aelfrics Patriotismus und Frömmigkeit und seine Lust am Fabulieren. Gleichzeitig wird der Stil erzählfroher und poetischer, und kaum je wird der epische Vortrag durch Lehre und dogmatische Betrachtung unterbrochen.

Dauernd besserte und mehrte er an dem nun 120 Stücke umfassenden, aus Predigten und Heiligenlegenden bestehenden Erbauungswerk. Zweimal hat er, wie die Handschriften zeigen, die Homilienzyklen neu bearbeitet und erweitert. Nebenher liefen Einzelhomilien wie *De fide catholica*, eine Kurzfassung der wesentlichen Punkte des katholischen Dogmas, Sendschreiben wie das an *Wulfgeat*, Traktate wie der über die *Siebenfachen Gaben des Heiligen Geistes*, und endlich vaterländisch gestimmte Heiligenleben wie *Judith* und *Esther*. Wie oft im Altenglischen ist die Autorschaft einiger Aelfric zugeschriebener Werke unklar. Dies gilt sowohl für den Traktat über die Siebenfachen Gaben wie auch für das kleine, auf Bedas *De Natura Rerum* fußende Handbuch der Natur- und Sternenkunde, *De Temporibus Anni*, das auch die Frage der Osterfestberechnung in verständlicher Weise erklärt.

Als Gelehrter ließ Aelfric Bedeutendes zurück; er schrieb die erste auf Englisch verfaßte Grammatik,¹³ die zwar die lateinische Sprache beschreibt, aber zugleich bemerkenswerte Äußerungen über das Altenglische enthält. Nach diesem Buch wurde er oft zur Unterscheidung von zeitgenössischen Namensvettern Aelfric Grammaticus genannt. Ferner schrieb er lateinische Unterrichtswerke: ein Glossar und auch einen Dialog für lateinische Sprechübungen, das *Colloquium Aelfrici*. Durch die interlinear eingesetzten altenglischen Übersetzungen erhalten wir Einblicke in das Alltagsleben der Angelsachsen; hier werden die Berufe und Tagesläufe einfacher Bauern und Hand-

¹³ J. Zupitza. Aelfrics Grammatik und Glossar, Text und Varianten (1880; Neudr. Bln., 1966).

werker in Frage und Antwort unterhaltsam dargestellt. Als Theologe betätigte sich Aelfric in einer Übersetzung von Bibelteilen und der als Einleitung zur Heiligen Schrift gedachten Abhandlung *De vetere et novo testamento*. Aelfrics Spätstil ist in gleicher Weise von lateinischer Kunstprosa bestimmt wie von Rhythmus und Alliteration der heimischen Dichtung, eine gehobene, aber die normale Diktion bewahrende Prosa.

Parallel zu der schriftstellerischen Tätigkeit Aelfrics im Süden ist der zweite große Homiletiker der spätaenglischen Zeit WULFSTAN,¹⁴ Erzbischof von York (1002–23) zu sehen. Über sein Leben ist wenig bekannt, außer daß er zuerst als Bischof in London und später in Worcester tätig war. Er scheint eine wichtige Rolle in der Politik und in der Gesetzgebung gespielt zu haben, vor allem unter dem dänischen König Knut, der ihn offensichtlich als Ratgeber sehr schätzte. Die Frage der ihm zuzuschreibenden Werke war lang umstritten, denn nur vier aus den ca. fünfunddreißig Homilien, die von ihm stammen könnten, werden durch die Überschrift *Sermo Lupi Episcopi*¹⁵ eindeutig gekennzeichnet. Am bekanntesten ist wohl sein *Sermo Lupi ad Anglos*, eine Mahnpredigt an das englische Volk zu Buße und Umkehr. Wir glauben die Stimme des Gildas zu hören, der am Anfang der altenglischen Zeit die Kelten zur Umkehr aufgerufen und den Untergang seines Volkes als Strafe Gottes angesehen hatte.

Teilweise benutzte Wulfstan auch Homilien von Aelfric als Vorlage, z. B. die Predigt gegen das Heidentum *De falsis deis* oder auch die über die siebenfachen Gaben des Heiligen Geistes. Die Parallelstellen sind besonders geeignet, die Eigenart des Wulfstanschen Schreibstils zu verdeutlichen. Wulfstan gab der altenglischen Prosa ihre ganze Ausdruckskraft zurück. Seine Prosa ist zwar nicht künstlerischer, aber doch machtvoller als alles von Aelfric. Wulfstan hatte ein anderes Temperament als sein Zeitgenosse aus dem Süden, er lebte nicht hinter Klostermauern, und seine patriotische und sittliche Mahnung suchte die stärkste Wirkung. Er verzichtet weitgehend auf Vergleich und Metapher, und wie der altgermanische Sänger hämmert er Synonym auf Synonym in die Ohren der Zuhörer. Das ist gewaltsam und nicht immer klar, auch sind die Sätze oft überlang; aber seine Prosa hat einen eigenen Rhythmus von mitreißender Kraft.

Wulfstan war wie Aelfric auch wissenschaftlich tätig, wenn auch auf einem ganz anderen Gebiet. Seine Hauptleistung außer den Homilien besteht in der Kompilation und Kodierung einer Reihe von Gesetzen für die Könige Edgar, Aethelred und Knut. Er schrieb auch eine Art Handbuch der Ständelehre, *Institutes of Polity* genannt, in dem die Pflichten und Rechte weltlicher und kirchlicher Stände erläutert werden. Das Werk zeichnet außerdem das Bild des idealen Königs und ist daher zusätzlich auch noch Fürstenspiegel.

¹⁴ D. Bethurum, *The Homilies of Wulfstan* (Oxf., 1957); A. Napier, *Wulfstan: Sammlung der ihm zugeschriebenen Homilien nebst Untersuchungen über ihre Echtheit* (1883; Neudr. Bln., 1966).

¹⁵ D. Whitelock, *Sermo Lupi ad Anglos* (1939; repr. 1967). – D. Bethurum, "Wulfstan", in: E. G. Stanley, *Continuations and Beginnings*, S. 210–46; A. McIntosh, "Wulfstan's Prose", in: *Proc. Brit. Acad.* 35 (1949).

3. Kleinere Denkmäler der kirchlichen und weltlichen Prosa

Was außer Aelfric und Wulfstan an nach-Alfredscher geistlicher Prosa vorliegt, ist vorwiegend Predigtliteratur. Bedeutsam sind die *Blickling-* und *Vercelli-Homilien*.¹⁶ Die erste Sammlung umfaßt etwa neunzehn Predigten zum Kirchenjahr, darunter einige Heiligenleben, z. B. das des Hl. Andreas, das auch in einer poetischen Version überliefert ist. Stilgeschichtlich liegt das Werk zwischen Alfred und Aelfric: es kennt Aelfrics Satzmelodie noch nicht und wirkt auch in Wortschatz und Metaphernvorliebe altertümlich. Beachtenswert sind die stellenweise fast poetisch anmutende Sprache sowie Anleihen bei der altenglischen Dichtung. So finden wir eine Beschreibung der heiligen Stadt Jerusalem, die wie die Fürstenhalle Heorot in Beowulf das umliegende Land überstrahlt; auch die Schilderung einer Unterweltsvision zeigt Parallelen zu jenem dunklen, schreckenerregenden Moorsee in Beowulf. Ähnliche Stilelemente finden wir in den *Vercelli-Homilien*, etwa in dem Prosa-Leben des Heiligen Guthlac, das uns auch als Gedicht überliefert ist. Wir finden ferner Anklänge an die spätaenglische Grabdichtung mit ihren Reden der Seele an den Leichnam und dem 'ubi sunt'-Motiv. Erst in den letzten Jahren wurden die Homilien und Heiligenleben genauer analysiert, insbesondere hinsichtlich der 'topoi' und der Verwendung von literarischen Quellen. Wichtigstes Ergebnis dieser Untersuchungen ist, daß die altenglische Hagiographie und Homiletik nur im Rahmen der lateinischen Tradition verstanden und gedeutet werden können.

Die restliche geistliche Literatur hat geringere Bedeutung. Es sind meist herkömmliche, kurze Berichte über Lokalheilige, die das Sammelwerk *Die Heiligen Englands* (1000)¹⁷ zusammenfaßt. Wichtiger, weil schon als Romanvorstufe aufzufassen, sind die weltlichen Geschichten nahestehenden Erzählungen von *Nikodemus*,¹⁸ *Vindicta Salvatoris*, *Legatio Nathanis* und die drei Erbauungsgeschichten *De vitis patrum*.¹⁹ Aber gegenüber der bemerkenswerten Tatsache, daß die englischen Benediktiner sich der Landessprache bedienten, was auch für die späten, zum Teil über die normannische Eroberung hinausreichenden Klosterchroniken gilt, konnten solche weltlichen Ansätze nicht von großer Bedeutung sein. Alles Urkundenmäßige und Historische weist auf klösterliche Hand: die Bearbeitung von Bedas *De sex aetatibus mundi*²⁰ und die westsächsische Königsliste ebenso wie der *Rechtsbrief*²¹ des Mönchs Eadwine (Winchester 1060) und der Bericht über die Worcesterischen Klostergüter.

¹⁶ The Blickling Homilies, ed. R. Morris, 3 Bde., EETS 58, 63, 73 (1874-80; repr. 1967); Die Vercelli Homilien (Codex Vercellensis), ed. M. Förster (1964).

¹⁷ F. Liebermann, Die Heiligen Englands [angelsächsisch und lateinisch] (Hannover, 1889).

¹⁸ The Gospel of Nicodemus, ed. S. J. Crawford (Edinb., 1927).

¹⁹ Angelsächsische Homilien und Heiligenleben, ed. B. Assmann (Kassel, 1889) [Bibl. altengl. Prosa III; hierin: De vitis, Vindicta, Legatio].

²⁰ H. Logemann, "Anglo-Saxonica Minora", in: Anglia 11 (1889), 27-120 ["pises mid-dangeardes ylða", 105].

²¹ In: G. Birch, s. S. 57, Anm. 3.

Selbst die Gesetzesliteratur zeigt stärker als früher den geistlichen Einfluß (Erlasse Knuts, nordhumbrisches Priestergesetz und die *Rectitudines*²² für die Landgüter), und die volkstümlichen Weisheitsbücher ähneln mehr einem Katechismus als den alten Zaubersprüchen (*Flores, Adrianus et Epictetus, Elucidarium, Adrian et Ritheus*).²³ Behagliches Ausmalen hat man verlernt, das Buch vom klugen Amtmann (*Gerefa*²², um 1100) besteht fast nur aus Aufzählungen, und die Herbarien, Steinbücher und Rezeptsammlungen sind nur als Übergang zu den Anfängen wissenschaftlicher Literatur bedeutsam. Mit Literatur im eigentlichen Sinne haben sie nichts mehr zu tun.

Der letzte Versuch weltlicher Prosaliteratur ist der im 11. Jahrhundert entstehende Roman *Apollonius von Tyrus*,²⁴ ein ritterlicher Liebesroman, der über eine lateinische Zwischenstufe auf den spätgriechischen Roman gleichen Titels zurückgeht. Eine ursprünglich griechische Quelle lag schon der Mirabiliensammlung *Von den Wundern des Ostens*²⁵ zugrunde, die in der Beowulf-Handschrift überliefert ist. Diese weltliche Romantik des Orients weitet den Horizont des Germanentums durch Einführung von Themen und Motiven, die wir gemeinhin mit dem Begriff 'romance' verbinden. Schon in angelsächsischer Zeit war somit der Boden bereitet für den höfischen Versroman, der im 11./12. Jahrhundert von Frankreich aus eindrang.

²² Gesetze einschl. *Rectitudines* und *Gerefa* in: F. Liebermann, s. S. 57, Anm. 2.

²³ M. T. W. Förster, "Two Notes on Old English Dialogue Literature" [(a) A Fragment of an Old English *Elucidarium*, (b) Middle English Echoes], in: F. J. Furnivall, *An English Miscellany* [Festschrift] (Oxf., 1901; repr. 1973), S. 86-106; *Adrian* in: J. M. Kemble, *The Dialogue of Salomon and Saturnus* (1848; repr. 1971); s. auch S. 56, Anm. 15.

²⁴ Die alt- und mittenglischen *Apollonius*-Bruchstücke, ed. J. Raith (München, 1956); *The Old English Apollonius of Tyre*, ed. P. Goolden (Oxf., 1958).

²⁵ ed. F. Knappe (Greifswald, 1906); *Three Old English Prose Texts*, ed. S. Rypins, EETS 161 (1924).